

Individuelle Identität – aktiv verteidigt oder schutzlos ausgeliefert?

Interviews mit geistig behinderten
Werkstattarbeitern: Die Bedeutung von Arbeit
innerhalb möglicher Identitätsstrategien nach
Frey

Eine Bachelorarbeit von Daniel Freese

19.10.2012

Inhalt

1 Einleitung	2
2 Theoretische Vorannahmen	5
2.1 Identität und Behinderung	6
2.2 Bedrohte Identität: Goffmans Stigma-Ansatz	9
2.3 Die Möglichkeit des Schutzes von Identität: Freys Identitätskonzept	13
2.4 Die Bedeutung von Arbeit bei der Identitätsbildung	21
3 Methodisches Vorgehen	27
3.1 Feld und Feldzugang	28
3.2 Interviews mit geistig behinderten Menschen: Das offene Leitfadenterview	29
3.3 Die qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring	33
4 Präsentation und Interpretation der Ergebnisse.....	35
4.1 Alwin Mell.....	36
4.2 Henrik Blom	40
4.3 Tom Valke	45
4.4 Linda Wern	53
5 Fazit und Ausblick	60
Literaturverzeichnis.....	65
Anhang I: Der verwendete offene Interviewleitfaden	67
Anhang II: Beispiel für die durchgeführte qualitative Inhaltsanalyse	69
Anhang III: Eigenständigkeitserklärung.....	71

1 Einleitung

Beleidigung, Gewalt, Missachtung – seit der biblischen Vertreibung aus dem Garten Eden ist zwischenmenschliche Feindseligkeit Bestandteil des irdischen Daseins. Der Versuch gegenseitiger Wundenschlagung ist alltäglich: So kommt es, dass physische wie seelische Verletzungsakte bundesrepublikanische Gerichtssäle füllen, Nachmittagstalks, die modernen Arenen des Familienzwists, Privatsendern Luft im Quotenkampf verschaffen und die Unterscheidung psychotherapeutischer Terminbücher vom ‚Örtlichen‘ nicht ganz leicht fällt. Vor laufender Kamera und auf der Klägerbank geht es allerdings nicht bloß um Heimzahlung oder Wiedergutmachung. Hier wie auch auf lederner Praxiscouch bemüht sich der Verletzte um die Wiederherstellung bzw. um das Bewahren einer möglichst positiven Definition seiner selbst. Kläger und Patienten geht es um eine Vermessung der – durch die Anfeindung in Frage gestellten – eigenen Identität: „Wer bin ich? Und welche Behandlung ist meiner angemessen?“

Aus alltäglicher Sicht befremdet nun der Gedanke daran, dass das vom Verprügelten, Beschimpften oder Übergangenen gezeichnete Bild als minderwertiges Subjekt – gleichwertige hätten ja Respekt verdient – sich *zwangsläufig* in einer negativer Selbstsicht dessen niederschlägt. Bezogen auf eine bestimmte Gruppe von Merkmalsträgern findet sich diese Vorstellung aber im zeitgenössischen geisteswissenschaftlichen Diskurs wieder: Die Vertreter der sogenannten *Stigma-Identitäts-These* gehen davon aus, dass Menschen mit einer Behinderung¹ aufgrund mangelnder Fähigkeiten nicht dazu in der Lage sind, ihr Selbstbild vor behinderungsbezogenen Anfeindungen zu schützen (vgl. Cloerkes 2007, 173). Gleichzeitig wird angenommen, dass das Merkmal der Behinderung vermehrt negative Behandlung auf seinen Träger lenkt – es ist, wie noch gezeigt wird, ein Stigma nach Erving Goffman und zieht als Stigmatisierung bezeichnete Abwertungsprozesse mit sich (zum Stigmabegriff

¹ In der Ermangelung einer allgemein anerkannten wissenschaftlichen Definition von Behinderung (vgl. Dederich 2009, 15) schließt sich diese Studie an Günther Cloerkes' Verständnis von Behinderung als sozialer Konstruktion und damit als relativer Kategorie an: „Eine Behinderung ist eine dauerhafte und sichtbare Abweichung im körperlichen, geistigen oder seelischen Bereich, der allgemein ein entschieden negativer Wert zugeschrieben wird. Dauerhaftigkeit unterscheidet Behinderung von Krankheit. Sichtbarkeit ist im weitesten Sinne das Wissen anderer Menschen um die Abweichung“ (Cloerkes 2007, 8). Die Zuschreibung einer Behinderung hängt also zentral von (variablen) sozialen Normen ab und ist folglich von höchst relativem Charakter. In diesem Sinne soll in dieser Arbeit nicht weiter darauf eingegangen werden, ob die interviewten Arbeiter tatsächlich behindert sind oder nicht – es zählt hier vielmehr, dass sie als behindert bezeichnet werden, arbeiten sie doch z.B. in einer ‚Werkstatt für behinderte Menschen‘ (Selbstbeschreibung der besuchten Einrichtung; im Folgenden mit WfbM abgekürzt). Dem Thomas-Theorem folgend ist allein diese Definition, und nicht die möglicherweise andersbeschaffene wirkliche Qualität des Definierten, in der sozialen Welt von Bedeutung (vgl. Thomas/Thomas 1928, 572).

siehe Goffman 1967). Der Stigma-Identitäts-These folgend erscheint die Vorstellung eines negativen Selbstbezuges behinderter Menschen² somit als nahezu unumgänglich.

Seit Kindertagen steht der Autor dieser Studie in Kontakt mit behinderten Menschen. An Hinweise auf einen *grundsätzlich* negativen Selbstbezug dieser Menschen kann er sich allerdings nicht entsinnen. Zu Recht beansprucht die Soziologie nun aber Dinge erfassen und im Anschluss daran auch erklären zu können, die dem alltäglichen Betrachter verborgen bleiben. Eine seine Erfahrung möglicherweise kontrastierende soziologische Untersuchung der Reaktionsweise behinderter Menschen auf gegen sie gerichtete Stigmatisierungsprozesse erweckte so die Neugier des Autors. Die vorliegende Arbeit ist das Produkt dieses geweckten Interesses. Sie stellt die Frage, *ob – und wenn ja wie – geistig behinderte Menschen ihre Selbstsicht vor behinderungsbezogenen Abwertungen verteidigen*.³

Bei dem Versuch der Beantwortung dieser Forschungsfrage erscheint die Rolle von Arbeit und Arbeitstätigkeit⁴ von besonderer Relevanz, und damit von besonderem Interesse, zu sein. Es wird davon ausgegangen, dass Arbeit in modernen (Leistungs-)Gesellschaften zentralen Einfluss auf die individuelle Selbstsicht ausübt: Erwerbsarbeit wird als Leistung angesehen, aus der sich die zu gelungener Identitätsbildung und -bewahrung notwendige gesellschaftliche Anerkennung vornehmlich ergibt (vgl. Faßauer 2008, 83ff; Holtgrewe et. al 2000, 9ff). Die vorliegende Untersuchung möchte herausfinden, inwiefern sich diese Erklärungen auch auf den Selbstbezug behinderter Menschen übertragen lassen. Sie fragt danach, ob Arbeit im Kontext von Behinderung eher als Gefährdung oder befördernde Ressource positiver Selbstsicht anzusehen ist. Hier soll ein Blick auf ihre Rolle bei der Reaktion auf Stigmatisierungsprozesse geworfen werden: Wird Arbeit(stätigkeit) wohlmöglich zur Abwehr von Abwertungen verwandt? Oder geht von ihr – beispielsweise aufgrund einer Einstufung als minderwertig – ein positive Selbstsicht gefährdender

² In der vorliegenden Untersuchung ist nicht von ‚Behinderten‘ die Rede, da diese Begrifflichkeit aus Sicht des Autors einen abwertenden Beiklang hat, wird die so bezeichnete Person doch ausschließlich über eine (vermeintliche) Einschränkung definiert (vgl. Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit 2008, 17). Eine Begrifflichkeit zur Benennung der im Fokus dieser Arbeit stehenden (stimulierenden, von sozialen Erwartungen abweichenden und als negativ bewerteten) Merkmale erscheint zur Gewährleistung der Lesbarkeit allerdings als notwendig. Der Autor hat sich aus diesem Grund für die Verwendung der Termini ‚behinderter Mensch‘ und ‚Mensch mit Behinderung‘ entschieden. Freilich lässt sich diese Entscheidung für einen Kompromiss zwischen einer möglichst prägnanten Begriffssetzung und dem Anspruch des Individuums nicht über eines seiner mannigfaltigen Merkmale definiert und ‚abgestempelt‘ zu werden ebenso kritisieren, wie gerade mit Behindertenbegriff geschehen (vgl. Felkendorff 2003, 25f). Einer pragmatischen Lösung soll hier aber Vorrang vor maximaler Begriffssensibilität gegeben werden.

³ Um die Heterogenität in der Gruppe der offiziell als „behindert“ geltenden Bevölkerung (siehe dazu Cloerkes 2007, 4) zu reduzieren, befasst sich die vorliegende Arbeit mit Identitätsstrategien *geistig* behinderter Menschen. So gilt keiner der im Rahmen dieser Arbeit Interviewten als körperlich oder psychisch, sondern lediglich als geistig behindert.

⁴ Zur Verbesserung der Lesbarkeit sollen die Begriffe ‚Arbeit‘ und ‚Arbeitstätigkeit‘, insofern nicht anders betont, im Folgenden als gekoppelt und einander implizierend angesehen werden.

Einfluss aus? Ist sie damit also vielmehr als Nährboden von Stigmatisierung zu betrachten? Die gleichen Fragen werden auch für die Kategorie Behinderung selbst gestellt: Stellt diese gelungene Identität infrage oder trägt sie womöglich zu einem positiven Selbstbild bei? Lässt sich – unabhängig von möglichen Stigmatisierungsprozessen – überhaupt ein Einfluss des Merkmals ‚behindert‘ auf den Selbstbezug seines Trägers ausmachen?

Bei alledem soll sich das von Hans-Peter Frey entwickelte Identitätskonzept zu Nutze gemacht werden. Frey geht davon aus, dass kein Mensch externen, identitätsbezogenen Abwertungen schutzlos ausgeliefert ist, sondern jeder vielmehr über ein individuelles Set von verschiedenartigen Verteidigungsmechanismen, die Frey als *Identitätsstrategien* bezeichnet, verfügt (vgl. Frey 1983, 74ff). Die (fehlende) Feststellung solcher Abwehrtechniken würde in der Diskussion für und wider die Stigma-Identitäts-These ein schlagkräftiges Argument darstellen.

In der Tatsache, dass Antworten auf die gestellten Fragen in der soziologischen Literatur kaum zu finden sind, liegt die Motivation für die *empirische* Ausrichtung der im Folgenden dokumentierten Untersuchung:⁵ Im Rahmen dieser wurden Interviews mit vier Angestellten der *Lübbecker Werkstätten*, einer „Werkstatt für behinderte Menschen“, durchgeführt. Mit der Auswertung des erhobenen Interviewmaterials sollte nicht nur die Existenz respektive die Beschaffenheit der Identitätsstrategien geistig behinderter Menschen beleuchtet werden können – und damit eine Positionierung bezüglich der Stigma-Identitäts-These erfolgen –, sondern auch die Bedeutung von Arbeit(stätigkeit) im Kontext von Stigmatisierung erhellt werden.

Die vorliegende Arbeit ist dabei wie folgt aufgebaut: Das folgende Kapitel ist den Grundbegriffen dieser Arbeit gewidmet, es stellt das zur Beantwortung der Forschungsfrage notwendige theoretische Fundament dar. Zunächst wird hier eine Betrachtung des Identitätsbegriffs vorgenommen (2.1). Es geht darum, wie Identität entsteht und wozu sie dient – eine definitorische Festlegung erfolgt allerdings erst in Abschnitt 2.4. Neben der beleuchtenden Annäherung an den Identitätsbegriff wird in 2.1 ebenfalls der Frage danach, inwiefern behinderte Menschen aus theoretischer Sicht als identitätsfähig anzusehen sind, nachgegangen: Ist die Identität behinderter Menschen per se zum Scheitern verurteilt oder kommt die Betrachtung ihrer als *gefährdeter* Identität der Wirklichkeit näher? Zur Fassbarmachung einer potentiellen Identitätsgefährdung wird das Stigma-Konzept Erving Goffmans verwendet und im anschließenden Abschnitt 2.2 vorgestellt. Die Möglichkeit der Abwehr der von Goffman beschriebenen Stigmatisierungsprozesse – und damit die des Schutzes eigener Identität – ist in Hans-Peter Freys Identitätsmodell mitgedacht (2.3). Freys Ausführungen sind für das vorliegende Forschungsvorhaben von großem Interesse, bieten sie im

⁵ Zudem stammt der dünne Bestand wissenschaftlicher Literatur zum Thema vornehmlich aus den Siebzigerjahren, ist eventuell veraltet (vgl. Cloerkes 2007, 173/190ff).

Kontrast zur Stigma-Identitäts-These doch die Möglichkeit der Überprüfung dieser an. Die Ergründung der Bedeutung von Arbeit(stätigkeit) für Identitätsbildung und -bewahrung schließt das den theoretischen Vorannahmen gewidmete Kapitel ab (2.4). Unter Verwendung des Leistungs-, sowie des aus diesem erwachsenden Anerkennungsbegriffs wird die maßgebliche Bedeutung von Arbeit für den individuellen Selbstbezug in modernen Gesellschaften herausgearbeitet. Die Möglichkeit positiver wie negativer Färbung dieser Bedeutung im Kontext von Behinderung wird am Ende des Abschnitts durchgespielt.

Das nächste Kapitel gibt Einblick in die Erhebung und Auswertung des zur Beantwortung der Forschungsfragen notwendigen Datenmaterials. Hier wird zunächst das Forschungsfeld sowie der Einstieg in dieses beschrieben (3.1), ehe die verwendete Erhebungsmethode – das *offene Leitfadenterview* – vor dem Hintergrund der geistigen Behinderung der Gesprächspartner vorgestellt wird (3.2). Im Anschluss daran kommt es zu einer holzschnittartigen Einführung des verwendeten Analysewerkzeugs: Zur Handhabbarmachung des gesammelten Gesprächsmaterials wurde die *Zusammenfassung*, eine Auswertungsvariante der von Philipp Mayring entwickelten *qualitativen Inhaltsanalyse* ausgewählt.

Das vierte Kapitel stellt das Herzstück der vorliegenden Arbeit dar. Hier findet die Interpretation der Analyseergebnisse statt. Zur Veranschaulichung werden dazu fortlaufend Interviewzitate eingewoben, während die durch die Zusammenfassung gewonnen Kategorien richtungsweisend im Hintergrund verbleiben. Die Interpretation wird fall- und nicht themenbezogen vorgenommen, jedem Interviewten ist so ein eigener Abschnitt gewidmet.

Das letzte Kapitel stellt den Kontrapunkt der einleitenden Zeilen dar. Die hier aufgeworfenen Fragen sollen in Kapitel 5 Beantwortung finden. Dieses soll die Rolle von Arbeit und Arbeitstätigkeit im Kontext behinderungsbezogener Stigmatisierung portraituren und eine Positionierung dieser Studie bezüglich der Stigma-Identitäts-These vornehmen. Zudem erfolgen abschließend einige Überlegungen hinsichtlich der Anschlussfähigkeit der Untersuchungsergebnisse.

2 Theoretische Vorannahmen

Im Folgenden wird das theoretische Gerüst, von dem die Interpretation des analysierten Interviewmaterials getragen wird, vorgestellt. Eingangs erfolgt eine behinderungsbezogene Auseinandersetzung mit dem Identitätsbegriff, woran die Vorstellung von Goffmans Stigma-Konzept anschließt. Ist schließlich herausgearbeitet, inwiefern Behinderung als Stigma anzusehen ist und welche Konsequenzen dies für die als behindert klassifizierten Menschen mit sich bringt, wird auf

deren Möglichkeit der Stigmatisierungsabwehr eingegangen. Hierfür findet die Einführung des Identitätsmodell Freys statt. Abschließend wird versucht die Bedeutung von Arbeit in Form von Erwerbsarbeit für die Identitätsbildung – und damit den Umgang mit Stigmatisierungen – zu erfassen.

2.1 Identität und Behinderung

Wie noch gezeigt wird, sind Stigmatisierungen als Angriffe auf die Identität des Stigmaträhers zu verstehen. Um einem möglichst unverfälschten Verständnis von Stigmatisierung sowie der Abwehr solcher stigmabezogener Abwertungsprozesse näher zu kommen, erscheint es zunächst einmal als notwendig, zu betrachten, was unter Identität zu verstehen ist und warum Individuen überhaupt an einem Schutz ihrer Identität interessiert sein sollten. Da sich Goffman und Frey, deren Ausarbeitungen das theoretische Fundament dieser Arbeit bilden, in wesentlichen Punkten auf die Ausführungen George Herbert Meads, dem Gründervater des Symbolischen Interaktionismus, beziehen, soll dessen Erklärungsansatz zur Entstehung und Beschaffenheit von Identität als Ausgangspunkt dieser Betrachtung dienen. Im Anschluss kommt es zur Beschäftigung mit der Frage danach, ob behinderte Menschen als (voll) ‚identitätsfähig‘ oder aber als zu negativer bzw. gänzlich fehlender Identität verdammt anzusehen sind.

Nach Mead, der die soziologische Identitätstheorie maßgeblich beeinflusst hat, lässt sich Identität als ein abgeklärtes reflexives Bewusstsein, das im kommunikativen Umgang mit anderen Menschen entsteht – und damit Gegenstand der Soziologie ist –, verstehen (vgl. nur Abels 2009, 510ff; Abels 2010, 259ff; Kruse 2008, 110ff).⁶⁷ Umgekehrt ist also davon auszugehen, dass Identität die

⁶ Mead geht davon aus, dass menschliches Bewusstsein – und damit Identität – erst in der Interaktion mit der sozialen Umwelt entsteht: Um im Umgang mit anderen erfolgreich zu sein – ganz gleich, wie die eigenen Interessen gelagert sind –, ist es für ego elementar, alter möglichst gut einschätzen und sich so auf ihn einstellen zu können (diese Herleitung stammt vom Autor dieser Studie). Dafür versetzt ego sich in alters Lage hinein und versucht z.B. dessen Einschätzung der Situation, Erwartungen und Handlungsabsichten nachzuvollziehen. Als eine Art ‚Nebenprodukt‘ dieses kognitiven Vorgangs fällt die Sicht egos auf sich selbst, er wird sich – aus den Augen eines anderen – *seiner selbst bewusst* (vgl. Abels 2009, 510). Diese bewusstseinsstiftende Interaktion basiert, so Mead, auf der Verwendung von *Symbolen*. Ein Symbol ist „ein Zeichen, von dem der andere versteht, was damit gemeint ist“ (Kruse 2008, 112). Verstehen alle Interaktionsteilnehmer das gleiche unter einem Zeichen so wird dies zum *signifikanten Symbol* (vgl. Abels 2009, 510). Mead geht davon aus, dass menschliches Denken, als „ein nach innen verlegtes oder implizites Gespräch des Einzelnen mit sich selbst“ (zitiert ebd.) sich vermittels dieser gleichartig verstandenen Symbole vollzieht. Erst so, über eine Art ‚geteilte Grammatik des Denkens‘, wird die Übernahme der Fremdsicht möglich (vgl. Abels 2010, 262). Die seiner Theorie einen Namen gebende *symbolisch vermittelte Interaktion* ist nach Mead somit als die Wiege der menschlichen Bewusstseinsbildung anzusehen. Die Entstehung des Bewusstseins qua durch die symbolisch vermittelte Interaktion ermöglichter Rollenübernahme ist nun als Akt der Identitätsbildung selbst anzusehen: *Das Wissen um das eigene Selbst* stellt Identität im meadschen Sinne dar (vgl. Kruse 2008, 115).

⁷ Dabei soll sich nicht auf Meads „Geist, Identität und Gesellschaft“, sondern auf sekundäre Quellen bezogen werden. „Geist, Identität und Gesellschaft“ entstand als eine Art Extrakt der Vorlesungen Meads und entstammt nicht seiner eigenen Feder. Die Kritik (an der deutschen Ausgabe) ist verbreitet und harsch: So bezeichnet Benjamin Jörissen diese als „schlichtweg nicht mehr akzeptabel. Sie konfundiert zentrale Begriffe in einem Maße, das beinahe mehr Schaden als Nutzen für das Verständnis der Theorie Meads bewirkt“ (Jörissen 2010, 104).

Interaktion mit anderen erleichtert: Gelingt es dem Individuum die Wirkung seiner selbst auf sein Gegenüber treffend zu antizipieren, kann es sein Verhalten hinsichtlich der Einschätzung des anderen anpassen. Eigene Ziele, wie z.B. das Bezirzen einer attraktiven Diskobekanntschaft, die Erlaubnis des anderen Kettcar benutzen zu dürfen oder die Befriedigung des Bedürfnisses Angst und Schrecken zu verbreiten, lassen sich leichter erreichen, wenn die eigene Wirkung auf das Gegenüber (mehr oder minder gut) eingeschätzt werden kann. Eine gefestigte Identität hilft dem Individuum also bei der Orientierung in der sozialen Welt: Nach Langner wird Identität in der Moderne⁸ „in die Pflicht genommen, den Sinn des Lebens herzustellen“ (Langner 2009a, 181). Mit der Substitution des Bedeutungsmangels von Institutionen (wie z.B. der Ehe), der Gewährleistung biografischer Kontinuität und der Aufwertung des Selbstwertgefühls sorgt Identität so letztlich dafür, „das Individuum handlungsfähig [zu] erhalten“ (ebd.). Als ein Bild vom eigenen Selbst ermöglicht und erleichtert Identität dem Individuum also die Auseinandersetzung mit seiner (sozialen) Umwelt und ist damit als Voraussetzung für selbstbestimmtes Handeln und Leben anzusehen. (Gelungener) Identität kommt eine dementsprechend hohe Bedeutung für den Einzelnen zu. So erhebt der Mensch nach Abels „de[n] Anspruch [...], ein *Individuum* zu sein [...], *Individualität* auszubilden [...] [und] in *seiner Identität* anerkannt zu werden“ (Abels 2010, 16; Hervorh. im Orig.).

Ob auch behinderte Menschen sich diese drei Bedürfnisse erfüllen können (oder sie überhaupt verspüren) ist im interdisziplinären wissenschaftlichen Diskurs umstritten. So sind sowohl die Arbeiten des Psychoanalytikers Erik H. Erikson als auch die des Sozialpsychologen Heiner Keupp als Argumentationen gegen die Möglichkeit vollwertiger Identitätsbildung behinderter Menschen – und damit als Bekräftigungen der Stigma-Identitäts-These – zu lesen (vgl. z.B. Eriksson 1973; Keupp et al. 2002). Erikson zufolge fehlt Menschen mit Behinderung das zur Identitätsbildung notwendige „Identitätsgefühl und das Urvertrauen, welches sich bereits in früher Kindheit ausbildet und stabile Ich-Grenzen, wie auch eine Einheit des Selbst manifestiert als Institution“ (Langner 2009a, 180). Aufgrund dieser Mängel kann die von Mead beschriebene Selbstidentifikation per Rollenübernahme nicht gelingen (vgl. ebd.). Aus Keupps Sicht kommt jedem Individuum die Aufgabe zu, seine Identität selbstständig zu erarbeiten. Grundlage dafür sind psychische, soziale und materielle Ressourcen. Behinderte Menschen verfügen, so Keupp, aber nicht in ausreichender Form über diese – es kommt zu „Brüche[n] in der Identität“ (ebd., 181) und „beschädigte[r] Identitätsarbeit“ (ebd.).

Auch Lothar Krappmann sieht Identität als Konstruktionsleistung – und damit keinesfalls als garantiert oder gelungen – an. Nach ihm ist das Individuum allzeit gezwungen einen Balanceakt zwischen der vollständigen Erfüllung bzw. absoluten Ignoranz der „Erwartungen der anderen“

⁸ Aus soziologischer Sicht ist individuelle Identität ein Kind der Aufklärung und Arbeitsteilung, also ein Produkt der Moderne (siehe dazu Abels 2010, 17f; Langner 2009b, 18f).

(Krappmann 1975, 80) zu vollziehen. Da diese Erwartungen – konkret: die Anforderung, so zu sein wie alle anderen, bei zeitgleich verlangtem Herauskehren persönlicher Einzigartigkeit – gegenläufig sind, kommt es zum Balancieren zwischen Schein-Normalität und Schein-Einzigartigkeit (ebd., 77). Überwiegt nun einer dieser beiden Zustände bei der Selbstsicht des Individuums in besonderem Maße so kommt es zum Scheitern von „Ich-Identität“ (ebd., 79) und „Nicht-Identität“ (ebd.) tritt ein. Diese Ausführungen wurden Günter Cloerkes zufolge im deutschen sonderpädagogisch-theoretischen Diskurs bereitwillig aufgenommen – und, ganz im Sinne der Stigma-Identitäts-These, hinsichtlich eines naheliegenden bzw. unvermeidlichen Scheiterns der Identitätsbildung behinderter Menschen ausgelegt (vgl. Cloerkes 2007, 178ff):

„Identitätsstörungen bei behinderten Menschen werden als geradezu zwangsläufig angesehen und zwar nicht nur [...] als Folge des Stigmatisierungsprozesses, sondern [...] als Konsequenz der »Behinderung«. Das bedeutet genau genommen: Behinderte sind defizitäre Wesen, denen selbst eine so elementare Fähigkeit wie die zur balancierenden Ich-Identität fehlt“ (ebd., 179).⁹

Hans-Peter Frey schließt die Möglichkeit von Nicht-Identität nach Krappmannschem Vorbild aus.¹⁰ Bei ihm stellen sich identitätsbezogene Gefahren für das Individuum nicht in der Negierung, sondern in der *Abwertung* von Identität dar. Eine solche erfolgt – im Widerspruch zur Stigma-Identitäts-These – allerdings *in keinem Fall zwangsläufig*: Zwar sei jeder Mensch Gefährdungen seiner Identität ausgesetzt, diese könnten aber durch den Einsatz verschiedenartiger Identitätsstrategien abgewehrt werden. Von einer quasi-automatischen Identitätsstörung behinderter Menschen kann aus der Sicht Freys somit keinesfalls die Rede sein.

Wie beschrieben hat es sich die vorliegende Untersuchung zur Aufgabe gemacht, Anhaltspunkte für das Zutreffen der einen oder der anderen Vorstellung von Identitätsbildung behinderter Menschen – unter spezieller Betrachtung der zugehörigen Rolle von Arbeit und Arbeitstätigkeit – zu suchen. Hierzu wird sich zunächst dem Gefährdungsfall der Stigmatisierung aufgrund einer Behinderung gewidmet. Den womöglich an solche Stigmatisierungsprozesse anschließenden (schützenden) Identitätsstrategien kommt darauf Aufmerksamkeit zu.

An dieser Stelle bleiben zunächst noch die in diesem Kapitel getroffenen Schlüsse festzuhalten: Die vorliegende Studie nimmt an, dass a) Identität ein in symbolvermittelter Interaktion entstehendes soziales Konstrukt, b) (gelungene) Identität für das Individuum von hoher Wichtigkeit und c) im

⁹ Cloerkes selbst hält diese Feststellung – sein Duktus verrät es schon – für irrig. Er kritisiert zum einen die dünne bzw. gänzlich fehlende theoretische Grundlage der betreffenden Ausarbeitungen, zum anderen das völlige Außerachtlassen identitätsfördernder Fähigkeiten behinderter Menschen – dabei hätten diese nicht-behinderten Menschen oft einiges voraus (vgl. Cloerkes 2007, 178f/180).

¹⁰ Dies lässt sich gut anhand einer von Cloerkes vorgenommenen Konzeptionalisierung der Ausführungen Freys nachvollziehen – diese enthält keine Möglichkeit fehlender Identität (vgl. Cloerkes 2007, 184, Abb. 6.7).

wissenschaftlichen Diskurs umstritten ist, ob auch behinderte Menschen zu vollwertiger Identitätsbildung und -bewahrung fähig sind.

2.2 Bedrohte Identität: Goffmans Stigma-Ansatz

In der vorliegenden Arbeit wird davon ausgegangen, dass eine geistige Behinderung als Stigma zu verstehen ist. An die Entdeckung eines Stigmas schließen in der Regel Stigmatisierungen – sprich abwertende Behandlungsweisen –, die einen Angriff auf die Identität des Stigmatisierten darstellen, an. Diese Grundannahmen sind dem Stigma-Konzept Erving Goffmans entnommen, das deshalb an dieser Stelle vorgestellt und auf den Kontext ‚Behinderung‘ bezogen wird.

Ehe Goffman in seinem einschlägigen Werk „Stigma – Über die Techniken der Bewältigung beschädigter Identität“ den Begriff des Stigmas einführt, postuliert er, dass in der sozialen Praxis Kategorien zur Einordnung von Personen gängig sind, vermittels derer bestimmte Attribute zugeschrieben werden (vgl. Goffman 1967, 9f). Durch diese Kategorisierung entsteht „soziale Identität“ (ebd., 10) und damit eine „Routine sozialen Verkehrs [...] [die] es uns erlaubt, mit antizipierten Anderen ohne besondere Aufmerksamkeit oder Gedanken umzugehen“ (ebd.) – etwas salopp gesagt findet also durch die Einordnung des Gegenüber in eine Art ‚soziale Schublade‘ eine Kontakterleichterung statt.¹¹ An die Kategorisierung egos beispielsweise als „Polizistin“, „kleines Mädchen“ oder „Drogensüchtiger“ durch alter schließt aber nicht nur die überstülpende Zuordnung bestimmter Charakteristika, sondern auch – der Rolle alters entsprechende – „normative Erwartungen [...] [also] rechtmäßig gestellte Anforderungen“ (ebd.) an.

Goffman bezeichnet die aus der jeweils zugeordneten Kategorie abgeleiteten Erwartungen als *virtuale soziale Identität* (vgl. Goffman 1967, 10). Von einer als ‚junge Frau‘ Identifizierten werden so in etwa Eigenschaften wie Attraktivität, Freundlichkeit, Nachgiebigkeit und Weiblichkeit in Aussehen wie Verhalten erwartet. Normative soziale Anforderungen wie diese werden aber nicht immer (vollständig) erfüllt. Neben der virtualen sozialen Identität beschreibt Goffman darum die potentiell abweichende *aktuale soziale Identität* (vgl. ebd.). Während manche Normabweichungen – also Unterscheidungen zwischen virtueller und aktueller sozialer Identität – wie ein leichter Sprachfehler, die Angewohnheit in der Nase zu bohren oder verschiedenfarbige Augen für die als ‚junge Frau‘

¹¹ Soziale Kategorien nach Goffman lassen sich also Reduktion der Komplexität der sozialen Welt und damit Orientierungshilfe in dieser verstehen.

Kategorisierte keine weiter gravierenden Folgen haben sollten, sind andere „*zutiefst diskreditierend*“ (ebd., 11; Hervorh. D.F.) und erfüllen damit Goffmans Definition eines Stigmas.¹²

Hierbei ist zu beachten, dass jedes erdenkliche Merkmal, dessen Träger ein Mensch potentiell sein kann *an sich* wertfrei ist: Erst vor dem Hintergrund der Identität des Merkmalsträgers ergibt sich, ob das Merkmal negativ, weil von der virtualen sozialen Identität abweichend, bewertet wird (vgl. Goffman 1967, 11). Ein Beispiel: Während ein erwachsener Mann Gefahr läuft als ‚geisteskrank‘ gebrandmarkt zu werden, tollt er nackt im Vorgarten umher, so wird ebenjenes Verhalten bei Kindern als altersgerecht und damit ‚normal‘ empfunden und nicht weiter sanktioniert. Bei einem Stigma handelt es sich also um eine „besondere Art von Beziehung zwischen Eigenschaft [aktuelle soziale Identität: tollt im Garten herum] und Stereotyp [virtuale soziale Identität: sollte dies als Erwachsener nicht tun]“ ebd., 12; Anmerk. D.F.). Ein Stigma besteht damit in einer als *gravierend eingestuften Dissonanz zwischen aktueller und virtueller sozialer Realität*.

In der vorliegenden Arbeit werden geistige Behinderungen als Goffmans Stigmakriterium erfüllend angesehen. Hinweise dazu bieten z.B. der von der österreichischen Regierung herausgegebene „Leitfaden für nicht diskriminierenden Sprachgebrauch“ (vgl. Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit 2008) – ‚Behinderter‘ oder ‚behindert‘ wird im Alltag, besonders unter Jugendlichen, häufig als Schimpfwort genutzt – oder eine Publikation einer Schweizer Selbsthilfegruppe für behinderte Menschen. Dort heißt es: „Eine Behinderung [...] ist [...] ein Stigma, ein soziales Brandmal“ (AGILE Behinderten-Selbsthilfe Schweiz 2007, 2).

Seinen etymologischen Ursprung hat der von Goffman in die Soziologie eingeführte Begriff im altgriechischen Ausdruck *στίγμα*, was so viel wie ‚Stich‘ bedeutet.¹³ Im Rahmen der vorliegenden Studie wird nun Jürgen Hohmeiers Vorschlag, die Bedeutung des goffmanschen Stigmabegriffs zu modifizieren, gefolgt. Anders als bei den alten Griechen wird nicht das Merkmal selbst, sondern dessen von der sozialen Umwelt vorgenommene negative inhaltliche Aufladung als Stigma verstanden (vgl. Hohmeier 1975, 7): „Ein Stigma ist danach der *Sonderfall eines sozialen Vorurteils*

¹² Jürgen Hohmeier zählt „Zigeuner [sic], Gastarbeiter, Obdachlose, Zeugen Jehovas, Kommunisten, Wehrdienstverweigerer, uneheliche Mütter, sexuell Deviante, Rauschgiftkonsumenten, Straftatlassene, Körperbehinderte, Blinde, Alte, Geisteskranke und Sonderschüler“ (Hohmeier 1975, 9) als Stigma-Gruppen in der BRD der Siebzigerjahre auf. Stigmata seien historisch und sozial allerdings äußerst wandelbar (vgl. Hohmeier 1975, 8). Eine aktuelle Auflistung bundesdeutscher Stigma-Gruppen weicht also potentiell von Hohmeiers Aufzählung ab.

¹³ Wer im antiken Griechenland große moralische Schuld auf sich lud (etwa durch ein Verbrechen oder eine Schande) oder einer sonst wie als verachtenswert angesehenen Gruppe (wie den Sklaven) angehörte, der hatte eine Stigmasetzung zu befürchten. Anhand der beigebrachten Narbe wurde ein jeder über den verwerflichen Charakter des Versehrten informiert und konnte diesem als solchen – etwa mit Distanz, Gewalt oder Spott – begegnen.

gegenüber bestimmten Personen, durch das diesen negative Eigenschaften zugeschrieben werden“ (ebd.; Hervorh. D.F.).

Die soziologische Adaption der antiken Bezeichnung teilt deren wesentlichen Charakterzug: Wer Träger eines „Stigmasymbol[s]“ (Goffman 1967, 59) ist, muss im Fall der Entdeckung desselben durch seine soziale Umwelt mit entsprechender (Sonder-)Behandlung rechnen. Diese fällt im Regelfall negativ aus und wird als *Stigmatisierung* bezeichnet: „Stigmatisierung heißt dann ein verbales oder non-verbales Verhalten, das aufgrund eines zueigen gemachten Stigmas jemandem entgegengebracht wird“ (Hohmeier 1975, 7). Jegliche, also positive wie negative, Behandlung einer Person, die von dessen Status als Stigmaträger geleitet wird, ist somit als Stigmatisierung anzusehen.

Ehe eine Stigmatisierung allerdings stattfinden kann – und hier zeigt sich, wie passend Goffman seine Begrifflichkeit auswählte – ist, wie bei den alten Griechen, ein Wissen über den Makel notwendig. Erst wenn die soziale Brandmarkung durch die gesellschaftliche Umwelt entdeckt ist, kann diese auf jene reagieren. Eine Entdeckung des Stigmas bzw. ein ‚Outing‘¹⁴ des Stigmaträgers zieht für diesen einschneidende soziale Konsequenzen nach sich. Als zentral lässt sich hierbei ein Phänomen, das Hohmeier als *Generalisierung* bezeichnet, ausmachen: Ist das Stigmamerkmal erst offenkundig, wird es von der sozialen Umwelt auf die gesamte Person des Stigmaträgers projiziert, dieser also ausschließlich oder vornehmlich unter einem Aspekt des Makels betrachtet (vgl. Hohmeier 1975, 7f). In jeglichen sozialen Situationen wird der Stigmatisierte so auf die Rolle des Andersartigen reduziert. Will so z.B. ein als obdachlos identifizierter Mann im Supermarkt einkaufen gehen, kann er damit rechnen von Personal und Kunden misstrauisch beäugt zu werden – wohlmöglich besonders, wenn er sich nicht in der Schnaps- oder Konservenabteilung aufhält. Ein Einkauf als ein Kunde unter vielen bleibt so verwehrt, der Stigmatisierte kauft als ‚Penner‘¹⁵ unter vielen Kunden ein: „Das Stigma wird so zu einem »master status«, der wie keine andere Tatsache die Stellung einer Person in der Gesellschaft sowie den Umgang anderer Menschen mit ihr bestimmt“ (ebd., 8). Stigmatisierungen werden dabei von sogenannten „Stigma-Theorie[n]“ (Goffman 1967, 14) genährt. Bei der *Stigma-Theorie* handelt es sich um eine Ideologie, die die Inferiorität der Stigmatisierten erklären soll (vgl. ebd.).¹⁶

Die Generalisierung sorgt im Zusammenspiel mit der negativ aufgeladenen Stigma-Theorie für eine *hohe Durchschlagskraft* von Stigmata (vgl. Hohmeier 1975, 9) – die Zuschreibung eines Stigmas ist

¹⁴ Siehe hierzu Goffman 1967, 126f.

¹⁵ *Stigmatetermini* (für geistig behinderte Menschen etwa: ‚Bescheuerter‘, ‚Bekloppter‘, ‚Hirni‘, ‚Mongo‘, ‚Spasti‘ etc.) verdichten die Abgrenzung zwischen ‚Normalen‘ und Aussätzigen noch weiter (vgl. Goffman 1967, 14).

¹⁶ Am Beispiel des einkaufenden Obdachlosen könnte die Annahme, dass Obdachlose allesamt Alkoholiker sind und sich, wenn nicht flüssig, dann nur einfach und billig von Dosenahrung ernähren, Teil der Stigma-Theorie sein. Ein Obdachloser in der Spielwaren oder Literaturabteilung würde diesen Vorstellen widersprechen und die die Stigma-Theorie anwendenden Beobachter so vermutlich irritieren.

dementsprechend verhängnisvoll: Stigmatisierungsprozesse vollziehen sich – in Form von Missbilligung bzw. fehlender Anerkennung – als Abwertung der Identität des Stigmatisierten. Das Gefährdungspotential sozialer Entwertungsprozesse wird im folgenden Abschnitt tiefergehend ersichtlich.

Nach Goffman sind Stigmaträger dieser identitätsbezogenen Gefahr aber nicht hilflos ausgesetzt. Er beschreibt mit dem „*Stigma-Management*“ (Goffman 1967, 160; Hervorh. D.F.) die Möglichkeit des Ausweichens, der Abschwächung, wie auch der Entstehungsvermeidung von Stigmatisierungen. Welche Abwehrtechniken jeweils anwendbar sind, bestimmt der aktuelle (und gruppenbezogene) Status des Stigmaträgers: Liegt den momentanen Interaktionspartnern das Stigma offen, so gilt es deren Reaktion darauf zu mildern bzw. aus dem Weg zu gehen. Der Stigmatisierte greift dafür auf verschiedene Techniken des *Situationsmanagements*, das Goffman als Handhaben von „Spannung“ (ebd., 128) versteht, zurück.¹⁷ Der Stigmaträger, dessen Makel (noch) im Verborgenen liegt, hingegen hat „Information zu managen“ (ebd.). Mithilfe geschickter *Informationskontrolle* kann er versuchen, sein(e) Stigmasymbol(e) vor den Augen der Interaktionspartner zu verstecken und Stigmatisierungen so zu entgehen.¹⁸ Neben diesen beiden handlungsvermittelten Vorgehenstypen schreibt Goffman Stigmaträgern – unabhängig von der Evidenz ihres Stigmas – lediglich eine einzige *kognitive Möglichkeit* des Identitätsschutzes zu: Stigmatisierte könnten versuchen, sich vom allgemeinen Normenkatalog loszulösen und eigene Identitätsstandards für sich zu definieren, sprich die „Grenzen des Normalen neu zu sehen“ (Goffman 1967, 21). Die Neubewertung des Stigmamerkmals als etwas Positives ist hier beispielhaft.¹⁹

¹⁷ Goffman hat das Situationsmanagement nicht besonders ausführlich beschrieben und schon gar nicht in eine bestimmte Anzahl von Techniken unterteilt. Der Übersichtlichkeit halber lassen sich aber drei verschiedene Spielarten dieser ersten Form des Stigma-Managements unterscheiden: 1. Das Aufbauen einer „Schein-Normalität“ (Goffman 1967, 152; im Orig. hervorgeh.; siehe auch 145) zur Abschwächung respektive Beendigung von Stigmatisierungsprozessen durch beispielsweise die Technik des Kuvrierens (ebd., 128ff) oder „direkte Korrekturversuche“ (ebd., 18); 2. Die aktive Entkräftigung konkreter Stigmavorurteile durch Gegenbeweise. Goffman führt unter anderem das Beispiel körperlich behinderter Menschen an, die sich in unterschiedlichen Extremsportarten zu beweisen versuchen. Er bezeichnet ihr Streben als indirekte Korrekturversuche (vgl. ebd., 19); 3. Die Technik der Kontaktvermeidung zur Ermöglichung des Ausstiegs aus als unangenehm empfundenen sozialen Situationen bzw. deren Prävention. Der Stigmaträger behütet sich so zwar vor Abwertung, zahlt dafür aber den Preis verringerter Sozialkontakte (vgl. ebd., 27f).

¹⁸ Als Hauptstrategie der Informationskontrolle ist das Täuschen anzuführen (Goffman 1967, 57). Vermittels dieser versucht der Stigmaträger die Merkmale seiner abweichenden Identität vor den Augen der sozialen Umwelt zu verbergen. Hierzu kann er versuchen Stigmasymbole „zu verstecken oder zu verwischen“ (ebd., 117) oder diese als Eigenschaften zu tarnen, die „weniger deutlich ein Stigma“ (ebd., 120) darstellen. Der Täuscher geht allerdings verschiedene Risiken ein: Die Gefahr des „Sichhineinreiten[s]“ (ebd., 107) ist realistisch, das Auffliegen als Betrüger durch missglückte Täuschung peinlich und folgenreich (vgl. ebd., 97). Der noch nicht als Stigmaträger erkannte gerät so verhältnismäßig leicht in Versuchung sozialen Kontakten – besonders intimen – vermehrt oder generell aus dem Weg zu gehen, um die Wahrscheinlichkeit eines ‚Auffliegens‘ zu verringern (vgl. ebd., 125).

¹⁹ In Goffmans Stigma-Ansatz ist diese Möglichkeit aber nur von äußerst peripherer Bedeutung. So seien „separate Ehrsysteme“ (Goffman 1967, 15) (in den USA der Sechzigerjahre) rückläufig.

Goffman denkt die Möglichkeit eines identitätsbezogenen Selbstschutzes also mit. Allerdings zeichnen sich die verschiedenen Techniken seines Stigma-Managements vor allem durch ihre Handlungsbasierung aus. Während das Selbstbild des Stigmaträgers bei Goffman maßgeblich von der Reaktion seiner Mitmenschen auf ihn abhängt – und sich das Stigma-Management darum fast ausschließlich der eigenen Außendarstellung im sozialen Kontakt widmet –, schenkt Frey außerdem innerpsychischen Erklärungs- und Verarbeitungsprozessen Beachtung (siehe dazu Cloerkes 2007, 181f). In Freys Vorstellung kann sich das Individuum sowohl handelnd als auch *kognitiv* vor Stigmatisierungsprozessen schützen. Dieses weitere Blickfeld lässt sein Modell im Rahmen der vorliegenden Untersuchung als leistungsfähiger erscheinen und findet darum bei der Interpretation des gesammelten Interviewmaterials Anwendung: Während Goffmans Arbeit also der Greifbarmachung der Gefährdung individueller Identität dient, sollen Freys Schilderungen die Untersuchung der – möglicherweise abwehrenden – Reaktion auf solche identitätsbedrohenden Stigmatisierungsprozesse leiten. Im nachfolgenden Abschnitt wird dessen Identitätsmodell darum fragestellungsbezogen vorgestellt.

2.3 Die Möglichkeit des Schutzes von Identität: Freys Identitätskonzept

Wie einleitend beschrieben, wirken sich Stigmatisierungen laut den Vertretern der Stigma-Identitäts-These *direkt* und unabänderlich auf die Identität der diskreditierten Menschen aus. Dieser Vorstellung folgend fällt die Selbstsicht Stigmatisierter stets negativ aus. Cloerkes versucht dies wie folgt zu pointieren: „Stigmatisierende Zuschreibungen führen zwangsläufig zu einer massiven Gefährdung bzw. Veränderung der Identität stigmatisierter Menschen“ (Cloerkes 2007, 173). Er beklagt die Annahme quasi „automatischer Identitätsstörung“ (ebd.) stigmatisierter Außenseiter – ständen dieser doch die Ergebnisse verschiedener Studien, die allesamt Rückschluss auf positive Selbstbilder behinderter Menschen zuließen, entgegen (vgl. ebd.).

Auch Hans-Peter Frey widerspricht der Kausalannahme der Stigma-Identitäts-These. Für ihn gestaltet sich die Identitätsbildung Stigmatisierter komplexer und kann nicht in ein einfaches Reiz-Reaktions-Schema eingebettet werden. Er entwirft – auf Grundlage der Arbeiten von Goffman und Krappmann (vgl. Cloerkes 2007, 181) – ein Modell, in welchem dem Individuum mehr Gestaltungsraum wie auch -vermögen hinsichtlich seiner Identität zukommt. Freys Arbeit zu diesem Thema soll im Folgenden vorgestellt werden.

Es gibt, so Frey zunächst, drei grundlegende Interpretationsmöglichkeiten von ‚Identität‘, wobei die Stigma-Identitäts-These nur eine Perspektive abdeckt. So kann Identität als Ergebnis a) *externer* oder b) *interner* „Typisierungs- und Zuschreibungsprozesse“ (Frey 1983, 15) verstanden werden. Ebenso ist c) eine Sicht auf Identität als „spezifische *Integrationsleistung* einer Person [...], bei der

divergierende Elemente externer und/oder interner Zuschreibungen aufgelöst oder ausbalanciert werden müssen“ (ebd.; Hervorh. D.F.) möglich. Die Stigma-Identitäts-These lässt sich offensichtlich als Spielart von Möglichkeit a) identifizieren: Das Selbstbild hängt hier von einer „externe[n] Kategorie“ (ebd., 14), dem Stigma und der diesem nachfolgenden Stigmatisierung, ab. Frey hingegen plädiert für eine Herangehensweise an Identität im Sinne von c): Damit Identität in ihrer „Genese und Änderung“ (ebd.; aus dem Untertitel) verstanden werden kann, sei es notwendig, anders als Goffman, nicht ausschließlich eine Außenperspektive auf Identität einzunehmen, sondern auch innerindividuelle Vorgänge ins Scheinwerferlicht *neben* diese zu rücken.

Bevor er sich diesen internen Vorgängen widmet, beschreibt Frey bei der Ausarbeitung seines Identitätsmodells – das sich für die Analyse bedrohter Identität eignet (Frey selbst untersuchte den Selbstbezug krimineller Jugendlicher) – zunächst aber den „externen Aspekt“ (Frey 1983, 43) von Identität, den „*Status*“ (ebd.; Hervorh. D.F.): Dieser dient zur sozialen Einordnung von Personen. Mittels der ‚objektiven‘ Erfassung öffentlich zugänglicher Merkmale durch die soziale Umwelt und deren daran anschließender, von soziokulturellen Bewertungsstandards geleiteter Wertung ergibt sich eine Art sozialer Rang – der Status eben (vgl. ebd.). Stigmata lassen sich in diesem Kontext als „negativ bewertete[], diskriminierende[] Merkmale“ (ebd.) – die logischerweise zu einem niedrigeren Status führen – verstehen. Die im vorangegangenen Abschnitt angesprochene hohe Durchschlagskraft von Stigmata lässt sich bei Frey durch die Eigenschaft des Status als *handlungsleitend* erklären: Objekt und Subjekt der bewertenden Zuschreibung richten ihr Handeln gleichermaßen nach deren Ausfall aus – wird einem Individuum ein negatives Merkmal zugeschrieben, verhalten sich seine Interaktionspartner auch dementsprechend negativ (vgl. ebd., 44).

Neben dem externen Aspekt von Identität beschreibt Frey auch dessen Pendant, den „internen Aspekt“ (Frey 1983, 46): das „*Selbst*“ (ebd.; Hervorh. D.F.). Dieses ist für „subjektive Verarbeitungen externer Informationen durch den Betroffenen“ (ebd.) zuständig.²⁰ Das Selbst sieht Frey in zwei Ebenen unterteilt. Auf der Ebene des „*Sozialen Selbst*“ (ebd., 47) antizipiert das Subjekt das Bild, welches sich seine Mitmenschen von ihm gemacht haben: Die Person definiert sich dabei „aus der Perspektive ihrer sozialen Umwelt“ (ebd.). Frey stellt hier die exemplarischen Fragen: „Wie sehen mich die anderen? [...] Welchen sozialen Status ordnen sie mir zu?“ (ebd.). Neben diesem Versuch der Annahme der Sicht potentieller oder aktueller Interaktionspartner bringt Frey mit dem „*Privaten Selbst*“ (ebd., 48) die zweite Ebene des Selbst ein. Hier definiert das Individuum sich selbst, es trifft

²⁰ Dieser Selbstbezug ist nicht rein kognitiv, auch Gefühle spielen eine Rolle. Darum, so Frey, sei es sinnvoll, bezüglich des internen Identitätsaspekts von „Selbst-Erfahrung“ (ebd.) zu sprechen.

Aussagen über seinen ‚wahren Charakter‘. Dieser Eigenbezug verläuft entlang von Fragen wie „Wie sehe ich mich selbst?“ (ebd.) oder ‚Wer bin ich wirklich?‘.

Bezüglich der Identitätsbildung schreibt Frey dem Sozialen und dem Privaten Selbst gleichwertige Relevanz zu. Beide Ebenen des Selbst kommen bei ihm im „*Integrations- und Balanceaspekt*“ (Frey 1983, 58) zusammen. Hier müssen die mit einiger Wahrscheinlichkeit divergierenden Eigen- und Umweltbezüge gegeneinander abgewogen und miteinander in Einklang gebracht werden – erst so entsteht die eigentliche Identität (vgl. ebd.; Cloerkes 2007, 184f). Frey unterscheidet also Status (externer Aspekt), Selbst (interner Aspekt), Identität (Integrations- und Balanceaspekt).

Die drei Aspekte bestehen freilich nicht unabhängig voneinander. Aus gutem Grund bezeichnet Cloerkes Freys Konzept vielmehr als „heuristisch und hierarchisch aufgebautes Filter-Speicher-Modell“ (Cloerkes 2007, 181): Status, Soziales Selbst und Privates Selbst sind in eben dieser Abfolge ‚in Reihe geschaltet‘.²¹ Aus den beiden Ebenen des Selbst ergibt sich, wie gerade erläutert, dann schließlich der dritte, balancierende Aspekt, die Identität. Freys Reihenschaltung funktioniert nun wie folgt: Tritt eine Veränderung des Status einer Person ein, so wirkt sich diese unter Umständen auch in einer Anpassung des Sozialen Selbst aus. Wird beispielsweise ein Büroangestellter befördert, so steigt in der Regel sein Status, es wird anders über ihn gedacht. In diesem Fall ist auch mit der Anpassung der Sozialen Selbst-Erfahrung des Glücklichen zu rechnen: Er antizipiert ein aufgewertetes Bild seiner Person in den Köpfen seiner Mitmenschen, insbesondere wohl der Kollegen. Frey spricht in diesem Zusammenhang von einem „Validitätsproblem“ (Frey 1983, 48) – bis zum Moment der reflexiven Identitätsdefinition des Individuums ist offen, ob sein aktuelles Soziales Selbst nach der Statusveränderung noch gültig ist. Diese Ungewissheit schafft Unsicherheit, ist somit problematisch. Hinsichtlich des Privaten Selbst stellt sich ebenfalls ein solches Validitätsproblem – dies ist der zweite Schritt in der oben beschriebenen Reihenfolge: Verändert sich das Soziale Selbst (in Folge einer Anpassung an einen neuen Status), so stellt sich die Frage nach der Aktualität der Privaten Selbst-Erfahrung (vgl. ebd.). Der Beförderte könnte sich so fragen, ob er wirklich so ein ‚toller Hecht‘ ist, für den ihn seine Kollegen – seines Glaubens nach – halten.²² Der letzte Schritt im Stufenmodell ist die Ausbalancierung der Identität durch Integration der beiden Teile des Selbst. Diese haben aufgrund einer Verschiebung der ihnen vorgeordneten Stufe(n) potentiell eine Änderung erfahren, somit ist auch die identitäre Selbstsicht potentiell verändert. Die (möglicherweise angepasste) Ansicht des

²¹ Bezüglich der Relation der drei (Teil-)Aspekte hält Frey zwei theoretische Modelle für denkbar. Aus heuristischen Gründen entscheidet er sich aber für die Verwendung des hier vorgestellten weniger komplexen Modells (vgl. Frey 1983, 54f).

²² Dies ist gerade für die vorliegende Arbeit, deren Protagonisten über einen niedrigen Status verfügen und daher mit erhöhter Wahrscheinlichkeit auch eine unterdurchschnittlich positive soziale Selbst-Erfahrung aufweisen von großer Bedeutung: Auch wenn sich Stigmatisierte über ihren geringen sozialen Rang im Klaren sind, geht dies nicht zwingend mit einer Abwertung ihrer Sicht auf sich selbst einher.

Beförderten über seine ‚wahre‘ Persönlichkeit ergibt im Zusammenspiel mit seiner aktuellen Vermutung darüber, was seine Mitmenschen über ihn denken mögen, also seine Identität.

Der Ursprung aller Veränderung der Selbst-Erfahrung liegt diesen Ausführungen nach also in der irritierenden Statuszuschreibung durch die soziale Umwelt – Frey spricht gar von der „Abhängigkeit der subjektiven von der objektiven Welt“ (Frey 1983, 50): Dem Bild eines Filters folgend ist seinem Identitätsmodell die (zweistufige) Verarbeitung von Umweltinformationen von zentraler Bedeutsamkeit. Hierbei ist allerdings unklar, wie durchlässig jede der beiden Filterstufen ist: ‚völlige Undurchlässigkeit‘ und ‚völlige Porosität‘ sind hier als die Extrempunkte eines Kontinuums anzusehen. Wovon eine Anpassung bzw. ein Beibehalten der bisherigen Selbst-Erfahrung abhängig ist, erklärt Frey allerdings nicht explizit. Er spricht so lediglich davon, dass Soziales bzw. Privates Selbst bei Veränderung der jeweils vorgeschalteten Ebene nur „*möglicherweise* unter Änderungsdruck“ (ebd., 55; Hervorh. D.F.) geraten. Nähere Determinanten nennt er nicht, erklärt aber, dass „solche Diskrepanzen durchaus normal sind“ (ebd., 78) und nur „unter gewissen psychischen Anstrengungen, verbunden mit Zweifeln und Unsicherheit, aufrechtzuerhalten“ (ebd.) sind. Wie noch zu zeigen ist, sind die von Frey beschriebenen und im Fokus dieser Arbeit stehenden Identitätsstrategien hierbei bedeutsam.

Die Anwendung dieser Identitätsstrategien wird für das Individuum dann relevant, wenn es *Identitätsproblemen* ausgesetzt ist (vgl. Frey 1983, 54). Diese treten vor allem dann auf, wenn Soziales und Privates Selbst – ursprünglich hervorgerufen durch eine Statusveränderung – „weit auseinandergehen“ (ebd.).²³ Konkret beschreibt Frey zwei Identitätsprobleme. Beide entstehen aus einer Kluft zwischen den beiden Ebenen des Selbst bzw. (in Anbetracht der folgenden Ausführungen vermutlich auch) aus Ungereimtheiten innerhalb ihrer selbst. Das erste Identitätsproblem besteht nach Frey in einer *Gefährdung der „Kontinuität der Selbst-Erfahrung“* (ebd., 59; Hervorh. D.F.) des Individuums: „Identität des Selbst“²⁴ (ebd., 60) liege erst dann vor, wenn der Einzelne sein „personales und soziales Selbst als zeitlich gleichbleibend erfährt“ (ebd.). Hierbei sei eine feste reflexive Perspektive, aufgrund des nie versiegenden Informationsflusses hinsichtlich der eigenen Person niemals gesichert. Das zweite Identitätsproblem ist die *Gefährdung der „Konsistenz der Selbst-Erfahrung“* (ebd., 64; Hervorh. D.F.). Diese ergibt sich aus der „lebensnotwendigen Beteiligung an Interaktionsprozessen“ (ebd.): Zwischen verschiedenen Interaktionen bestehen, so Frey, zum Teil große Unterschiede, welche unterschiedliche Selbstdarstellungen und -interpretationen notwendig

²³ Wieder bleibt Frey wage – was als ‚weites Auseinandergehen‘ gilt, muss wohl im konkreten Fall, eventuell auch entlang der Folgen, also der Identitätsprobleme, beurteilt werden.

²⁴ Sein Leser erwischt Frey hier bei einer definitorischen Unsauberkeit – was ist mit „Identität des Selbst“ gemeint? Hier wird es als Balance zwischen den beiden Ebenen des Selbst, also nach Frey schlicht als Identität verstanden.

machen. Das Individuum sehne sich bei dem jedoch danach „nicht ständig an dem zweifeln zu müssen, was [...] als [...] Selbst-Erfahrung für sich persönlich als zutreffend akzeptiert“ (ebd., 65) wurde.

Konsistenz und Kontinuität sind vor allem dann in Gefahr, wenn neue, der bisherigen Selbst-Erfahrung widersprechende Informationen an das Individuum dringen. Frey unterscheidet hier *angenehme* und *unangenehme Inkongruenzen* voneinander (vgl. Frey 1983, 73). Im ersten Fall kann das Beispiel eines pummeligen Außenseiters, der zu seiner Überraschung nicht als letzter ins Fußballteam gewählt wird, herangezogen werden, im zweiten an eine Frau mittleren Alters nach deren Meinung, ein übereifriger Mitfahrer seinen Platz im Bus macht mindestens fünfzehn Jahre zu früh frei macht, gedacht werden. Hinsichtlich des Interesses dieser Studie sind die – entlang der Bewertung des Zielindividuums – unangenehm abweichenden Umweltinformationen relevant: Der erdrückend große Teil der von einem Stigma herrührenden Zuschreibungen ist vermutlich als unangenehm einzustufen. Während sich angenehme Informationen vergleichsweise problemlos ins Selbstbild integrieren lassen, sorgen unangenehme, abwertende Zuschreibungen für Identitätsprobleme. Dies gilt insbesondere, insofern Howard B. Kaplans *hedonistisches Prinzip*, das Frey als „kulturell universal[es] und für das normale individuelle Handeln dominant[es]“ (ebd., 74) „Interesse an positiver Selbst-Erfahrung“ (ebd., 72) versteht, zugrunde gelegt wird:

„The self-esteem motive is defined as the need of the person to maximize the experience of positive self-attitudes or self-feelings and to minimize the experience of negative self-attitudes of self-feelings“ (Kaplan 1975, zitiert nach ebd., 73).

Um angenehme Inkongruenzen zu bestätigen, vor allem aber bedrohende (stigmabasierte) weitest möglich zu entkräften, steht dem Individuum der Einsatz verschiedenartiger *Identitätsstrategien* offen (vgl. Frey 1983, 74f). Tritt eine unangenehme Veränderung des Status auf – hier ist zum Beispiel eine ‚Entstellung‘ des Erscheinungsbildes durch Verbrennungen exponierter Hautpartien denkbar –, so kann das Individuum versuchen, die nachgeschaltete Ebene des Sozialen Selbst auf verschiedene, nachfolgend vorzustellende Art und Weise vor einer Abwertung zu schützen. Logischerweise fallen diese Schutzbestrebungen mit dem Härtegrad der abwertenden Veränderung positiv korrelierend schwierig aus. Erfolgt trotz der Schutzversuche eine Anpassung des Sozialen Selbst, gerät das Private Selbst unter Änderungsdruck. Abermals kann dann durch die Anwendung von Identitätsstrategien ein Erhalt des selbstbildlichen status quo angestrebt werden.

Frey zufolge stehen dem Individuum zwei Typen von Identitätsstrategien zur Verfügung: Während der erste Typus auf der „kognitiven Ebene“ (Frey 1983, 75) ansetzt und unangenehm inkongruenter sozialer Information somit rein innerpsychisch begegnet, ähnelt der zweite Typus Goffmans Stigma-

Management und Informationskontrolle – beim Einsatz dieser wird das betroffene Individuum handelnd aktiv. Es tritt mit seiner sozialen Umwelt in Interaktion und versucht deren Sicht auf seine Person zu beeinflussen und seine Selbst-Erfahrung damit zu schützen (vgl. ebd., 76). Trotz der enormen Wichtigkeit der Identitätsstrategien – immerhin stellen sie ein Schlüsselargument von Freys Widerspruch der Stigma-Identitäts-These dar: ‚Das Individuum ist nicht schutzlos ausgeliefert!‘ – benennt Frey die beiden Spielarten nicht weiter und widmet der Einführung jeder nur eine gute Seite in seiner zentralen Monographie „Stigma und Identität“. Glücklicherweise bietet Cloerkes eine gelungene Benennung von Freys Identitätsstrategien an. Er unterscheidet „selektive Wahrnehmung“ (Cloerkes 2007, 187) (*kognitive Identitätsstrategien*) von „Handlungsstrategien“ (ebd., 188) (*konative Identitätsstrategien*). Dem soll sich hier angeschlossen werden, die jeweiligen Begriffspaare synonym verwendet werden.

Mit der Beschreibung des ersten Typs seiner Identitätsstrategien, der *selektiven Wahrnehmung*, wird Frey seinem eingangs dargestellten Anspruch der Integration sowohl externer als auch interner Einflussfaktoren bei der Identitätsbildung gerecht. Anders als Goffman, bei dem sich die Reaktionsmöglichkeiten auf Stigmatisierungen fast ausschließlich um die (die eigenen Makel korrigierende bzw. versteckende) Beeinflussung der Sicht der Mitmenschen drehen, hält er neben der Bewertung des Individuums durch seine soziale Umwelt auch dessen ureigenen Selbstbezug für identitätsprägend. An dieser Stelle kommen nun die verschiedenen Spielarten selektiver Wahrnehmung, als rein kognitive und damit interne Werkzeuge, zum Schutz des Selbstbilds ins Spiel. Dem Individuum stehen „vielfältige[] Möglichkeiten“ (Frey 1983, 75) selektiver Wahrnehmung offen: Durch kognitive Prozesse wie „Anpassung, Verzerrung, Assimilation, Gewichtung, selektive[] Informationssuche usw.“ (ebd.) könnten neue, unangenehme Informationen in ihrer Wirkung abgeschwächt oder gar neutralisiert werden. Ist beispielsweise ein gehbehinderter Mensch Stigmatisierungen durch spottende, ihn nachäffende Jugendliche ausgesetzt, so kann er deren Verhalten entweder a) *ignorieren*, b) *begründen* oder c) *uminterpretieren*: Dem Veralberten stehen die Strategien der „Verdrängung, Rationalisierung und vor allem die Sammlung neuer und die Umgewichtung alter Informationen“ (ebd., 81) zur Verfügung.

So versteht der vorgestellte Nachgeahmte etwaige schlurfend-humpelnde Bewegungen vollkommen gesunder Glieder – der spöttischen Imitation – unter Anwendung von Strategie c) möglicherweise als ‚moderne Tanzschritte‘ oder glaubt sie als Ausdruck einer tatsächlichen Körperbehinderung zu erkennen. Auch könnte der Stigmatisierte in diesem Fall darauf schließen, dass jemand anderes, also nicht er, nachgeahmt wird oder sich mit der Beobachtung beruhigen, dass alle anderen neben den Jugendlichen Anwesenden auf Schmähungen verzichten. Das verletzende Potential des Vorfalls ließe sich somit zumindest reduzieren. Ebenso ist eine Erklärung des Verhaltens der Stigmatisierenden

nach Strategie b) denkbar: ‚Die Jugendlichen ahmen mich nur so dumm nach, weil sie selbst unsicher sind und so in ihrem Freundeskreis einen besseren Stand gewinnen wollen. Eigentlich haben sie gar nichts gegen mich, sie sind bloß auf ihre Art verzweifelt, und da komme ich mit meiner Einschränkung gerade recht‘. Genauso kann der Stigmatisierte versuchen, das Geschehen oder abwertende Elemente dessen nicht an sich heranzulassen, also im Sinne von Strategie a) auszublenden.²⁵

Der zweite Typus der Identitätsstrategien, die *Handlungsstrategien*, fällt im völligen Gegensatz zur selektiven Wahrnehmung ausschließlich interaktionsbezogen aus: Das Individuum versucht seine Identität durch auf seine Mitmenschen bezogene Handlungen vor Abwertung zu schützen. Hierbei lassen sich zwei verschiedene Handlungstypen unterscheiden. Die erste Spielart der Handlungsstrategien besteht aus dem Versuch des Individuums seine soziale Umwelt „durch entsprechende Selbst-Darstellung [...] davon zu überzeugen, daß das Bild, welches die anderen von ihm haben, nicht stimmt“ (Frey 1983, 76). Der veralberte Mensch mit Gehbehinderung könnte sich so zum Schutz seines Sozialen (und damit indirekt auch Privaten) Selbst ganz im Sinne einer schauspielerischen Einlage alle Mühe geben eine möglichst ‚normale‘ Gangart zu imitieren, die Jugendlichen damit eines Besseren belehren und neuen Spott von anderer Seite ausschließen. Es sind unzählige weitere Beispiele denkbar. Diese teilen ihren entscheidenden Wesenszug: Interaktionsvermittelt versucht das stigmatisierte Subjekt auf seine Person bezogene Fremdsicht(en) zu beeinflussen und sein Soziales bzw. Privates Selbst damit vor unangenehmer Inkongruenz zu schützen. Neben dieser Taktik beschreibt Frey – sehr unkonkret und dementsprechend stark interpretationsbedürftig – noch eine weitere Spielart der Handlungsstrategien:

„Es gibt aber auch noch andere Handlungsmöglichkeiten, die als Identitätsstrategie eingesetzt werden können. Dazu gehören vor allem der Abbruch der Interaktionsbeziehungen und/oder die Zuwendung zu anderen Bezugspersonen“ (ebd., 77).²⁶

Freilich teilt diese zweite Spielart ihren Zweck mit jeglichen Identitätsstrategien. Sie dient der Vermeidung bzw. Verminderung identitätsbezogener unangenehmer Inkongruenz – also dem Schutz eines möglichst positiven Selbstbildes. Im Vergleich zu ihrem gerade beschriebenen Brudertypus verfolgen sie hierzu aber eine, wenn man so will, ‚direktere‘ Strategie: Der zweite Typ der Handlungsstrategien zielt nicht auf die *Aufwertung* negativer Fremdzuschreibungen, sondern auf die

²⁵ Inwiefern dies bewusst – bewusstes Ignorieren mutet zunächst widersprüchlich an – geschehen kann, ist dem Autor nicht ganz klar. Auf unbewusste selektive Wahrnehmung soll sich in dieser Arbeit jedenfalls nicht bezogen werden, dieser Bereich wird der Psychologie überlassen (siehe dazu Frey 1983, 75). Es wird also aus forschungspraktischen Gründen von der Möglichkeit bewussten (oder vielleicht eher halbbewussten) Ignorierens ausgegangen.

²⁶ Wie oben beschrieben zählt auch Goffman den Interaktionsabbruch sowie Interaktionspartnerwechsel als Teil zu den Strategien seines Situationsmanagements.

Unterbindung der wie auch immer gearteten Artikulation dieser ab. Vereinfacht gesagt bemüht sich der Stigmatisierte beim Einsatz einer solchen direkteren Handlungsstrategie nicht über den Umweg der Einschätzungsbeeinflussung seiner sozialen Umwelt um eine Beendigung der von ihr ausgehenden Stigmatisierung, sondern versucht diese bzw. die eigene Aussetzung ihrer direkt zu beenden. Neben dem von Frey eingebrachten Beispiel der Interaktionseinstellung könnte der oben vorgestellte Nachgeäffte seine Spötter so z.B. mit der Infantilität ihres Verhaltens konfrontieren oder ihnen die Funktionalität seiner Fäuste beweisen. Ebenso ist beispielsweise auch der Versuch die stigmatisierende Umwelt über die Ursache der eigenen Andersartigkeit aufzuklären, um sie damit zum Einstellen der Stigmatisierung zu bewegen, als direkte Handlungsstrategie anzusehen. So könnte ein entlassener als Mörder Verurteilter versuchen, die über seine Heimkehr verärgerten Nachbarn durch die Darstellung seiner Tat als Notwehr zu besänftigen.²⁷ Im Folgenden sollen also *direkte* Handlungsstrategien von *indirekten* unterschieden werden:²⁸ Während letztere darauf abzielen das Ziel der Stigmatisierungseinstellung über die *Form* der Selbstdarstellung zu erreichen, intendieren erstere dies über konkrete *Inhalte*.²⁹ Nach dieser Unterscheidung lässt sich zusammenfassend schließen, dass alles soziale Handeln, das bewusst dem Schutz der eigenen Identität dient, als Handlungsstrategie verstanden werden kann.³⁰

Wie bereits beschrieben, kommen Identitätsstrategien zum Einsatz, sobald neue Informationen der bisherigen Selbstsicht in negativer Hinsicht widersprechen (vgl. Frey 1983, 80). Mittels sowohl innerpsychischer Strategien als auch auf sozialem Handeln basierenden, konativen Vorgehensweisen kann das betroffene Individuum versuchen seine Identität, welche sich aus dem Sozialen und Privaten Selbst ergibt, vor einer Abwertung zu schützen. Ein Gelingen ist dabei freilich in keinem Fall garantiert. Relevant sind solche Identitätsstrategien für *jeden* Menschen, denn jeder ist mit potentiell von der Selbstsicht negativ abweichenden Umweltinformationen konfrontiert. Eine besondere Rolle spielen sie wohl aber für Träger eines Stigmas nach Goffman, sehen sich diese doch

²⁷ An dieser Stelle ist festzustellen, dass wohl alle – besonders hypothetisch geäußerte – auf Erklärung setzenden konativen Identitätsstrategien ebenso kognitive Qualität aufweisen: Die dem Gegenüber bereitgestellte Darstellung wird auch stets eine reflexive Erklärung sein, insofern sie vom sich mit der Erklärung Verteidigendem denn als logisch und wahr angesehen wird. Während der in Kapitel 4 stattfindenden Interpretation soll diese (schwache) Kopplung allerdings nicht überall dort, wo möglich erwähnt werden – sie wird mitgedacht.

²⁸ Die Unterscheidung direkter und indirekter Handlungsstrategien stammt nicht aus der Feder Freys, sondern wurde zur Verbesserung der Anwendbarkeit von Freys Beschreibungen vom Autor dieser Studie vorgenommen.

²⁹ Dabei wird davon ausgegangen, dass im Falle direkter Handlungsstrategie stets auch mehr oder minder ausgeprägte indirekte strategische Qualität vorliegt: Jede Handlung vollzieht sich in einer bestimmten Form, ‚Nicht-Selbstdarstellung‘, aus deren Gegenbegriff indirekte Handlungsstrategien bezogen sind, ist in Interaktionen undenkbar (siehe dazu Goffman 1969). Dies wird bei der Interpretation des Analysematerials vorausgesetzt und nicht mehr expliziert.

³⁰ Frey zufolge stehen solche Bestrebungen des identitären Selbstschutzes gar „stets im Hintergrund jeder sozialen Handlung“ (Frey 1983, 77).

Stigmatisierungen, sprich systematischen und besonders ausgeprägten Gefahren positiver Selbst-Erfahrung, ausgesetzt.

Aus der Arbeit Freys lässt sich vor dem Hintergrund von Goffmans Ausführungen eine Interpretation des Zusammenhangs von Stigmatisierung und Identitätsbildung extrahieren. Diese steht im Widerspruch zur Stigma-Identitäts-These und führt Cloerkes zu folgendem Schluss: „Stigmatisierungsfolgen sind also weder zwangsläufig noch einheitlich, wie die klassische Stigma-Identitäts-These behauptet. Sie müssen darum im konkreten Fall empirisch ermittelt werden“ (Cloerkes 2007, 189). Ein Verwerfen der Stigma-Identitäts-These erscheint an dieser Stelle allerdings als verfrüht. Vielmehr will sich die Arbeit der von Cloerkes geforderten empirischen Arbeit widmen – und erst dann eine Positionierung hinsichtlich der Stigma-Identitäts-These vornehmen. Wie Identitätsstrategien von Trägern des Stigmas ‚geistig behindert‘ tatsächlich ausfallen – insofern sie überhaupt festgestellt werden können – soll im Folgenden untersucht werden: Wie relevant erscheinen Identitätsstrategien für den Stigmaträger und welche Rolle kommt Arbeit und Arbeitstätigkeit innerhalb ihrer zu? Bevor sich diesem Forschungsinteresse zugewandt werden kann, erfolgt erst noch die für notwendig gehaltene theoretische Annäherung an den Zusammenhang von Arbeit und Identität(sbildung).

2.4 Die Bedeutung von Arbeit bei der Identitätsbildung

In diesem Abschnitt soll gezeigt werden, dass Arbeit – in Form von Erwerbsarbeit – in modernen Gesellschaften zentrale Bedeutung bei der Herstellung und dem Erhalt von individueller Identität zukommt. Bevor der Zusammenhang der in der vorliegenden Untersuchung zentralen Begrifflichkeiten der Arbeit und der Identität erläutert werden kann, ist jedoch eine kurze definitorische Auseinandersetzung mit diesen von Nöten. Im Rahmen dieser werden die Begriffe der Leistung sowie die der Anerkennung eingeführt.

Das soziologische Verständnis von Arbeit fällt – im Vergleich zum Alltagsverständnis – äußerst unkonkret aus. So werden nicht etwa berufliche oder besonders anstrengende Tätigkeiten hervorgehoben, sondern jede „zielbewusste und brauchvermittelte Tätigkeit des Menschen zur Lösung oder Linderung seiner Überlebensprobleme“ (Hillmann 2007, 37) in die Definition eingeschlossen. Diesem Verständnis folgend ist – bei entsprechender subjektiv empfundener Unentbehrlichkeit beispielsweise eines ‚freschen Auftretens‘ für das eigene Dasein – stark zugespitzt z.B. auch das Lackieren der eigenen Fingernägel in quietschgrün als ein Arbeitsakt zu verstehen. Schon allein aus pragmatischen Gründen wird solch ein extrem weites Verständnis von Arbeit im Rahmen dieser Studie als nicht zielführend erachtet.

Einen sachdienlicheren, weil weitaus konkreteren Zuschnitt bietet der Begriff der *Erwerbsarbeit*. Diese

„umschließt alle Tätigkeiten, die von Gesellschaftsangehörigen zum Zweck der Erzielung von Einkommen insbes. für den Lebensunterhalt im Rahmen eines Arbeits- oder Dienstverhältnisses oder selbstständig [...] durchgeführt werden“ (Hillmann 2007, 196).

In dieser Definition wird der schwammige Begriff des Überlebensproblems durch den des Lebensunterhalts, der durch das im Rahmen eines *Arbeitsvertrages* erzielte *Einkommen*³¹ gedeckt wird, ersetzt. Der Fingernägellackierende kann nach dieser zweiten, im Folgenden zu verwendenden Definition also nur noch als (erwerblich) arbeitend verstanden werden, wenn er den Lack für Geld – also im Rahmen einer Anstellung oder in unternehmerischer Selbstständigkeit – auf die Nägel anderer, nämlich auf die von Kunden aufträgt.

Die von den interviewten Werkstattangestellten erbrachte Arbeit erfüllt die obige Definition von Erwerbsarbeit nur unter einigen Einschränkungen, denn die Definitionskriterien der Deckung des Lebensunterhalts durch Einkommen sowie der Formalisierung des Arbeitsverhältnisses werden nicht idealtypisch erfüllt: So erhalten die Werkstattarbeiter zwar ein Arbeitsentgelt, dies ist mit einem Umfang von durchschnittlich 200 bis maximal 400 Euro monatlich (bei Vollarbeit) aber so niedrig, dass es nicht ernsthaft als lebensunterhaltdeckendes Einkommen verstanden werden kann. Nach Hillmanns Definition aus Fußnote 31 sind diese Zahlungen zwar sehr wohl als Einkommen zu verstehen, die Versorgung der Interviewten ist jedoch unabhängig von deren Arbeitsleistung gesichert, die obige Definition damit nicht voll erfüllt. Eine bessere Begriffsdeckung zeigt sich beim zweiten Kriterium: Die Werkstattarbeiter stehen in einem „arbeitnehmerähnlichen Arbeitsverhältnis“ (Zitat Kontaktperson in der Verwaltung der Lübbecker Werkstätten) – der sogenannte Werkstattvertrag sieht eine Kündigung zwar nur im Ausnahmefall krassen Fehlverhaltens vor, regelt Arbeitszeit wie -inhalt etc. aber in verbindlicher Form und verletzt die obige Definition von Erwerbsarbeit somit nicht. Die praktische Unkündbarkeit der Angestellten der Lübbecker Werkstätten verweist dabei allerdings auf den besonderen Charakter ihrer Arbeit(sstelle) – anders als in regulären Wirtschaftsbetrieben steht hier nicht vornehmlich die Erzielung möglichst hoher Gewinne, sondern die Förderung und das Wohlergehen des arbeitenden Individuums im Vordergrund. Angesichts dieser Überlegungen kann im Folgenden hinsichtlich der erbrachten Arbeit von Erwerbsarbeit gesprochen werden, wobei die aufgeführten Einschränkungen stets impliziert werden.

³¹ Definition Einkommen: „Gesamtheit aller wirtschaftl. Werte [...] die einem Wirtschaftssubjekt [...] in einem bestimmten Zeitraum zufließen“ (Hillmann 2007, 171). In der modernen Gesellschaft fallen Einkommen wohl fast ausschließlich monetär aus.

Nach der Klärung des verwendeten Arbeitsbegriffs steht noch eine konkrete Definition von Identität aus: In Abschnitt 2.1 wurde sich nicht auf eine solche festgelegt, sondern vornehmlich auf den – im wissenschaftlichen Diskurs umstrittenen – Entstehungsprozess und die Funktion (und damit Bedeutung) von Identität eingegangen. Auf Basis der identitätssoziologischen Arbeit Meads kam es zum Verständnis von Identität als reflexives Bewusstsein, das in kommunikativer Interaktion mit anderen Menschen entsteht. Ein konkretes Modell vom Aufbau, der Funktionsweise und den Bedürfnissen individueller Identität konnte daraufhin aus den Arbeiten Freys entnommen werden. Eine pointierte Definition von Identität – in stimmigem Anschluss an die Ausführungen Meads und Freys – liefert nun Gabriele Faßauer:

„Subjektive Identität ist die subjektiv empfundene Einheit (Kontinuität, Kohärenz) der lebenslangen und notwendig in sozialer Interaktion erworbenen Erfahrungen über sich selbst“ (Faßauer 2008, 57).

Der beschriebene kontinuierliche sowie kohärente Charakter von (gelungener) Identität entspricht dem individuellen Interesse an Kontinuität und Konsistenz bei Frey. Ganz in diesem Sinne versucht Dieter Geulen den Charakter von Identität über „die Synthese der gegebenen Mannigfaltigkeit in der biografischen Zeit (persönliche Identität) und im sozialen Raum (Rollen)“ (Geulen 1989, 133 zitiert nach Faßauer 2007, 56) zu erfassen. In der Vorstellung aller drei Autoren geht es bezüglich Identität also um die *selbstreferentielle Einheit*, die das Individuum auf *zeitlicher* („Ich war immer ich selbst“) wie auf *sozialer* Ebene („Ich verstelle mich im Umgang mit anderen nicht, sondern bleibe mir treu, unabhängig davon mit wem ich es in welcher Situation zu tun habe“) feststellt – oder dies im Fall beschädigter Identität eben nicht vermag.

Nun enthält Faßauers just eingeführte Identitätsdefinition noch einen Zusatz, in dem sie auf die Bedingungen erfolgreicher Identitätsbildung eingeht:

„Gelingende Identitätsbildung bzw. ein positiver Selbstbezug zur eigenen Identität ist dabei an die wechselseitige soziale Anerkennung in mindestens einem, subjektiv signifikanten Interaktionsbereich gebunden“ (Faßauer 2008, 57).

Soll der Zusammenhang zwischen Arbeit und Identität(sbildung) verstanden werden, muss sich demnach zunächst mit der von Faßauer für den identitären Selbstbezug vorausgesetzten *Anerkennung* durch andere befasst und im Anschluss deren Relation zur Erwerbsarbeit beleuchtet werden (*Leistung* als Quelle von Anerkennung). Bei alledem soll sich Hillmanns Definition sozialer Anerkennung als „positive, das Selbstwertgefühl steigernde Bewertung eines Individuums durch die soziale Umwelt“ (Hillmann 2007, 26) angeschlossen werden.

Laut Holtgrewe et al. tritt Anerkennung als „Achtungskommunikation“ (Holtgrewe et al. 2000, 9) auf und ist „als Element sozialer Reziprozität, als Grundlage der Identitätsbildung und des Selbstwerts“ (ebd.) zu betrachten. Anerkennung lässt sich, wie jetzt zu zeigen, gar als *einzigster Schlüssel zu vollwertiger Identität* beschreiben – dies erst Recht, wenn sich Meads Postulat der Identitätsbildung qua Rollenübernahme in Erinnerung gerufen wird: Wenn ego sich aus den Augen alters betrachtet, so stellt sich Anerkennung als die einzige Identitätsressource dar, denn alter bleiben beispielsweise ‚innere Werte‘, ein ‚Selbstgefühl‘ etc., sprich, alles auf das sich das Individuum bei isoliert innerpsychischer Identitätsbildung beziehen könnte, verborgen. Alles Positive, das alter nun bezüglich ego ausfindig machen kann, ist per definitionem als Anerkennung zu verstehen, handelt es sich doch stets um eine positive Bewertung eines Individuums durch die soziale Umwelt. Der Gegenfall wird von Julia Kropf beschrieben. Sie unterscheidet „aktive Nicht-Anerkennung“ (Kropf 2005, 149) in Form von Abwertung und „passive Nicht-Anerkennung“ (ebd.) in Form ausbleibender Anerkennung voneinander. Beide Formen der Nicht-Anerkennung entziehen dem Individuum die „Voraussetzung für ein positives Selbstwertgefühl“ (ebd., 148). Anerkennung ist demnach „als notwendige Bedingung für die Aufrechterhaltung und Fortentwicklung einer subjektiv akzeptierbaren Identität“ (Faßauer 2008, 42) zu betrachten und damit als *die* bestimmende Variable gelungener Identitätsbildung anzusehen – wird doch sogar schon ihr Ausbleiben als Identitätsbedrohung eingestuft.³²

Um den Zusammenhang von Anerkennung und Arbeit, und damit den von Arbeit und Identität, zu verstehen ist die Beschreibung der Quelle von Anerkennung notwendig: Aus welchen Gründen kommt einem Individuum in westlichen Gegenwartsgesellschaften positive Bewertungen durch seine soziale Umwelt zu? Zum Erhalt einer Antwort auf diese Frage ist eine genauere Betrachtung moderner, industrieller Gesellschaften angebracht. McClelland bezeichnet diese als „Leistungsgesellschaften“ (McClelland 1966, 109), welche sich nach Faßauer durch eine „hohe Leistungsorientierung“ (Faßauer 2008, 94) auszeichnen, „[d]as heißt, Leistung ist als ein gesellschaftlicher Wert anzusehen, der in hohem Ausmaß akzeptiert wird“ (ebd.). Während Anerkennung nun z.B. in vormodernen Gesellschaften vornehmlich aus dem qua Geburt zugewiesenen gesellschaftlichen Rang resultierte, kommt sie in Leistungsgesellschaften demjenigen zu, der „funktionale Beiträge“ (ebd., 93) für die Gesellschaft erbringt – es gilt das „Leistungsprinzip“ (Faßauer 2008, 94). Dies ist, wie auch Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und Solidarität, als „Fundamentalnorm“ (ebd., 101) bzw. „Kollektivnorm“ (ebd., 98) westlicher Industriegesellschaften anzusehen. Als solche beansprucht es allgemeine Gültigkeit und rechtfertigt soziale (Un)Gleichheit

³² Faßauer weist hier weiter darauf hin, dass besonders *individualisierte* Anerkennung, die zu positiver Selbstwahrnehmung in Abgrenzung zu anderen führt, für die individuelle Identitätsbildung von Wert ist (vgl. Faßauer 2005, 43/58).

entlang „selbst erbrachte[r] individuelle[r] Leistung“ (ebd., 101). Die Verteilung „gesellschaftliche[r] Gegenleistungen“ (ebd.) wie finanzieller Güter, sozialer Positionen und eben auch sozialer Wertschätzung – sprich Anerkennung – erfolgt dementsprechend *leistungsbezogen*.

Leistung wird bei alledem als „ein *intentionales bzw. zielgerichtetes menschliches Tun* und dessen *Resultate*, die in der Selbst- und/oder Fremdbewertung als ‚Leistung‘ definiert werden“ (Faßauer 2008, 85; Hervorh. G.F.) verstanden. Zunächst mag Faßauers Definition tautologisch anmuten – der vermeintliche Zirkelschluss besteht jedoch aus einer höchst sinnvollen Betonung der Relativität von Leistung: Eine Leistung ist, was als solche *bezeichnet* wird. An Faßauers Definition schließen ein „weite[r] und ein[] enge[r] Leistungsbegriff“ (ebd., 110ff) an. Während die gelungene Handlungsanpassung an „allgemeine Standards des gesellschaftlichen Zusammenlebens“ (ebd., 110) Kern des weiten Verständnisses von Leistung ist, ist der enge Leistungsbegriff auf die vorherrschenden Erwartungen in einem „bestimmten sozialen Interaktionsbereich oder gesellschaftlichen Teilbereich“ (ebd., 111) bezogen. Wird in einem solchen konkreten Interaktions- oder Teilbereich nun ein Vertrag aufgestellt oder eine Organisationsmitgliedschaft eingegangen, sind alle aus diesem formalen Verhältnis erwachsenden Leistungen als „formalisierte Leistung[en]“ (ebd.) anzusehen. Moderne Erwerbsarbeit findet, ob nun in Selbstständigkeit oder einem Beschäftigungsverhältnis, stets in einem gesellschaftlichen Teilbereich (Wirtschaft, Wissenschaft, Religion, Sport, Erziehung etc.) statt und ist vertraglich abgesteckt (auch der Selbstständige geht Verträge ein: mit Zulieferern, Kunden etc.). Faßauer schließt daraus, dass formalisierte Leistungen und Erwerbsarbeit als „inhaltlich deckungsgleich“ (ebd., 114) betrachtet werden können. Wie oben erklärt wird die Arbeit in den Lübbecker Werkstätten hier (bei den oben benannten Einschränkungen) als Erwerbsarbeit – und damit auch als formalisierte Leistung – angesehen.

Faßauer betont nun das Primat von Erwerbsarbeit bei der Anerkennungsallokation in modernen Gesellschaften: Innerhalb dieser erfolge die Entfaltung des Einzelnen „vordringlich über den Bereich der Arbeitsleistung [...]. Bis heute lässt sich deshalb eine über andere Leistungsbereiche dominierende soziale Wertschätzung für die Leistung in Erwerbsarbeit ausmachen“ (Faßauer 2008, 122). Dem pflichten auch Holtgrewe et al. bei: „In der Arbeitsgesellschaft ist Anerkennung ganz wesentlich auf Arbeit gegründet“ (Holtgrewe et al 2000, 19; Hervorh. ausgelassen).³³

In der vorhergehenden Argumentation konnte ein Zusammenhang zwischen Erwerbsarbeit und Identitätsbildungsprozessen hergestellt werden. Dieser fällt wie folgt aus: Erwerbsarbeit lässt sich als

³³ Da Erwerbsarbeit und formalisierte Leistungen als identisch heraus gearbeitet wurden, stellen auch die Begrifflichkeiten der Arbeits- sowie Leistungsgesellschaft keine Widersprüchlichkeiten dar. Moderne westliche Gesellschaften können (oder konnten) so mit beiden Bezeichnungen versehen werden (siehe dazu auch Hillmann 2007, 42f).

(formalisierte) Leistung verstehen. Leistung stellt in Leistungsgesellschaften die zentrale Quelle von Anerkennung dar, welche wiederum als die elementare Ressource der Identitätsbildung zu verstehen ist. Keupp pointiert dies so: „Ohne Teilhabe am gesellschaftlichen Lebensprozeß in Form von sinnvoller Tätigkeit und angemessener Bezahlung wird Identitätsbildung zu einem zynischen Schwebezustand“ (Keupp 1996, 387 zitiert nach Kropf 2005, 129).³⁴ Gelungene Identitätsbildung ist in der Leistungsgesellschaft also maßgeblich von Erwerbsarbeit abhängig.

Natürlich sind auch behinderte Menschen als Teil jener Gesellschaften den von diesem Schluss ausgehenden Einflüssen nicht entzogen. So geraten Menschen mit Behinderung laut Walter Thimm „[i]n der einseitigen Verpflichtung auf das Bild der offenen Leistungsgesellschaft mit ihrer ‚Jeder-ist-seines-Glückes-Schmied-Ideologie‘ [...] unter erhöhten Leistungsdruck“ (Thimm 1972, 33). Dies gilt insbesondere insofern „Behinderung per definitionem zur eingeschränkten Leistungsfähigkeit“ (ebd., 28) wird. Die bundesdeutsche juristische Definition von Behinderung schlägt nun scheinbar eben diese Brücke von Behinderung zu Leistungsminderung:

„Menschen sind behindert, wenn ihre körperliche Funktion, geistige Fähigkeit oder seelische Gesundheit mit hoher Wahrscheinlichkeit länger als sechs Monate von dem für das Lebensalter typischen Zustand abweichen und daher ihre Teilhabe am Leben der Gesellschaft beeinträchtigt ist“ (§2 Satz 1 SGB IX).³⁵

Das Leben in der Gesellschaft umfasst freilich auch das Arbeitsleben. Wer hier länger als ein halbes Jahr nur beeinträchtigt (oder gar nicht) partizipieren kann, gilt als behindert. Behinderung wird so also nicht zwingend zur eingeschränkten Leistungsfähigkeit, eingeschränkte Leistungsfähigkeit aber zwangsläufig zur Behinderung.³⁶ Das von der Stigma-Theorie unterfütterte Alltagsverständnis fällt vermutlich noch weniger milde aus: Stigmatermini wie ‚Krüppel‘ oder ‚Bekloppter‘ legen eine eingeschränkte Leistungsfähigkeit mehr als nahe. Die somit mit (geistiger) Behinderung verknüpfte „diskreditierende Eigenschaft der Leistungsminderung [...] führt zwangsläufig zu einem weiteren Stigma-Faktor“, erklärt Ullrich Grzeskowiak (1980, 216). Dies gilt besonders in modernen Industriegesellschaften, denn deren Leistungsanforderungen sind „insbesondere für intellektuell Leistungsgeminderte [...] nur sehr schwer [...] realisierbar“ (Thimm 1972, 33).

³⁴ Die erwähnte „sinnvolle Betätigung“ (Leistung) ist hier auf Grund der Verbindung mit „angemessener Bezahlung“ eindeutig als Erwerbsarbeit identifizierbar.

³⁵ Im Internet einzusehen unter http://www.gesetze-im-internet.de/sgb_9/_2.html (zuletzt abgerufen am 18.10.2012).

³⁶ Hier sei auf Goffmans Feststellung, es gäbe „in einem gewichtigen Sinne nur *ein* vollständig ungeniertes und akzeptables Wesen in Amerika“ (Goffman 1967, 158) verwiesen – Goffman beschreibt einen absurden menschlichen Idealtypus und entlarvt die obige Rechtsdefinition damit als überaus schwammig und damit wenig brauchbar: Nahezu jeder Mensch könnte nach ihr als behindert eingestuft werden –, denn: die Begriffe „typisch“, „Abweichung“ oder „Beeinträchtigung“ sind relativ.

Die Arbeitstätigkeit der im Rahmen dieser Studie interviewten Werkstattarbeiter lässt sich den vorherigen Ausführungen folgend somit sowohl als *Ressource* für die anerkennungsvermittelte Identitätsbildung, als auch als *Gefährdung* dieser verstehen. Wie im vorherigen Absatz ausgeführt, unterliegt eine Bewertung der Arbeitstätigkeit behinderter Menschen wohl stets bestimmten Vorbehalten, nichtsdestotrotz handelt es sich nach der oben getroffenen Gleichsetzung von Erwerbsarbeit und (formalisierter) Leistung um eine solche. Diese wird in der Leistungsgesellschaft mit Anerkennung honoriert. In diesem Sinne kann die Arbeitstätigkeit der Befragten als potentiell identitätsstiftend und damit als attraktive Basis für – in Reaktion auf Stigmatisierungsprozesse angewandte – Identitätsstrategien verstanden werden. Hierbei muss allerdings beachtet werden, dass aufgrund der minimalen Bildungsvoraussetzungen und der geringen Komplexität der Werkstattarbeit – es handelt sich meist um stark bis völlig repetitive Tätigkeiten – sowie der geringen Autonomie der Werkstattarbeiter von einem vergleichsweise geringen Anerkennungspotential dieser auszugehen ist (vgl. Müller 2008, 228).

Aus theoretischer Hinsicht stellt sich die Arbeitstätigkeit der Befragten nicht nur als (eingeschränkte) Ressource, sondern auch als potentielle Gefährdung gelungener Identitätsbildung dar. Schon aus der Betitelung der besuchten Arbeitsstätte als „Werkstatt für behinderte Menschen“ lässt sich der Charakter dieser Identitätsbedrohung ableiten: Der Name besagt, dass es sich hier um keine ‚normale‘ Werkstatt, sondern um eine für ‚Andersartige‘ handelt. Da eine Behinderung in der Bundesrepublik – wie gezeigt – ein Stigma darstellt, lässt sich die Anstellung in einer Werkstatt wie der betrachteten als Stigma-Merkmal verstehen. So kann die Beschäftigung in einer WfbM – besonders in Kombination mit anderen Stigma-Merkmalen, wie beispielsweise eingeschränkten kognitiven Fähigkeiten – Stigmatisierungsprozesse potentiell bestärken oder überhaupt erst in Gang setzen.

Welche Rolle die Arbeitstätigkeit der Befragten hinsichtlich ihrer Identitätsbildung tatsächlich spielt, ob sie also nun als Ressource innerhalb eventueller Identitätsstrategien auftaucht oder diese als Gefährdung gelungener Identität(sbildung) überhaupt erst hervorruft, soll im Folgenden, nach notwendiger methodischer Auseinandersetzung, untersucht werden.

3 Methodisches Vorgehen

Das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Studie liegt in der Untersuchung identitätsbezogener Abwehr- und Verarbeitungsstrategien, fokussiert also erfassbare Schutzreaktionen auf Stigmatisierung, sowie die zugehörigen Ressourcen (im Speziellen Arbeit). Diese Reaktionen finden in

der Alltagswelt statt und lassen sich dementsprechend auch nur innerhalb dieser untersuchen. Dieser starke Wirklichkeitsbezug der Fragestellung lässt – weiter angetrieben durch fehlende wissenschaftliche Literatur zum Thema – kaum etwas anderes als eine empirische Annäherung ans Thema zu. Für diese hat sich der Autor bereits in der Anfangsphase der Unternehmungsplanung entschieden. Im folgenden Kapitel wird der Zugang zur sozialen Wirklichkeit zunächst mit der Beschreibung des Forschungsfeldes sowie des Eintritts in dieses nachgezeichnet. Daraufhin findet die Vorstellung der Erhebungsmethode statt – es wurden offene Leitfadeninterviews durchgeführt. Im gleichen Schritt wird das Forschungsinstrument hinsichtlich seiner Anwendbarkeit bezüglich einer geistigen Behinderung der zu Interviewenden betrachtet. Im letzten Abschnitt dieses Kapitels kommt es zur Einführung des zur Analyse des erhobenen Datenmaterials verwandten Werkzeugs – der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring.

3.1 Feld und Feldzugang

Die Lübecker Werkstätten, die das Forschungsfeld dieser Studie darstellen, existieren seit 1962 und sind in verschiedene Arbeitsbereiche unterteilt. In der besuchten Betriebsstätte arbeiten im Berufsbildungsbereich – dem sogenannten betreuungsintensiven Arbeitsbereich – sowie den unterschiedlichen Fertigungsbereichen der Holz- und Metallverarbeitung, der Elektromontage, dem Verpackungsbereich etc. circa 300 Menschen. Insgesamt, also in allen Betriebsstätten zusammengenommen, sind über 800 Personen angestellt. Voraussetzung einer Anstellung in den Lübecker Werkstätten ist eine durch ein amtsärztliches Gutachten o.ä. bestätigte geistige Behinderung bzw. kognitive Einschränkung mit zusätzlichen Auffälligkeiten oder Beeinträchtigungen.³⁷

Um einen Feldzugang herzustellen – und damit die Untersuchung der Rolle von Arbeit und Arbeitstätigkeit innerhalb der Identitätsstrategien geistig behinderter Menschen zu ermöglichen – hat der Autor dieser Studie familiäre Kontakte genutzt. Sein Vater ist als Sonderpädagoge in einer Lübecker Schule angestellt und steht in losem Kontakt zu den Lübecker Werkstätten, an der kein unbedeutend großer Teil seiner Schüler nach Schulabschluss Anstellung findet. Der Feldkontakt wurde also durch einen Dritten hergestellt, in dessen persönlicher Bekanntschaft mit einigen ‚Gatekeepern‘ der WfbM eine wertvolle Ressource gesehen wurde. Der Eintritt ins Feld erfolgte nach eingehender Prüfung durch die Werkstattsverwaltung: Dem Sozialdienst, der sich dem Vorhaben der Geschäftsleitung vermittelnd annahm, sollte zunächst ein Forschungsexposé vorgelegt werden, welches nach erster Überprüfung im persönlichen Gespräch mit dem Forscher diskutiert und daraufhin nochmals detailbezogen überarbeitet wurde. Nach dieser gründlichen Überprüfung des

³⁷ Dies gilt für die ebenfalls in der Werkstatt beschäftigten Betreuer freilich nicht.

geplanten Studienablaufs und -inhalts erfolgte schließlich die Zusage für die Durchführung von Interviews mit interessierten Werkstattarbeitern. So konnte Kontakt zu drei männlichen und einer weiblichen Angestellten im Alter von 30 bis 38 Jahren hergestellt werden. Die mit diesen Menschen durchgeführten Interviews bilden die empirische Grundlage der vorliegenden Studie.

3.2 Interviews mit geistig behinderten Menschen: Das offene Leitfadeninterview

Dieser Abschnitt ist der Beschreibung der Interviewführung mit geistig behinderten Menschen gewidmet. Zunächst wird versucht die vorliegende Interviewsituation mit Hilfe der Ausarbeitungen Gerd Laga zu charakterisieren, woraufhin die ausgewählte Interviewmethode, das offene Leitfadeninterview, vorm Hintergrund geistiger Behinderung vorgestellt wird.

Laga beschreibt geistig behinderte Menschen in einem etwas antiquiert, da latent abwertend wirkenden Aufsatz³⁸ als „grundsätzlich [...] befragbar, aber wohl kaum in der Rolle des detaillierten Datenlieferanten“ (Laga 1982, 229). So seien Menschen mit geistiger Behinderung zur Teilnahme an geschlossenen, standardisierten Interviews aufgrund mangelnder Fähigkeiten im motivationalen, kognitiven und damit auch sprachlichen Bereich nicht in der Lage (vgl. ebd., 227). Ursächlich hierfür sei eine aus den genannten Defiziten hervorgehende Erschwerung des Erlernens sozialer Rollen. Besonders Rollen des „sekundären Bereiches“ (ebd.) – hierbei handelt es sich wohl um eine Art rollenbezogene Meta-Ebene auf der die Fähigkeit zur Abstandnahme zu sich selbst, die Reflexion (der Vielfalt) eingenommener Rollen etc. vorausgesetzt wird –³⁹ können so nur schwerlich übernommen werden. Deduktiv-nomologische Befragungskonzepte kommen darum bei der Interviewdurchführung mit geistig behinderten Menschen in der Regel nicht in Frage, zu komplex die Anforderungen an den Befragten, so Laga. Vielversprechender erscheinen ihm dagegen induktiv-deskriptive Vorgehensweisen (vgl. ebd., 231). Innerhalb dieser gälten ähnliche Kommunikationsregeln wie in der Alltagswelt, es müssten somit keine ‚Spezialrollen‘ beherrscht werden. Konkret schlägt Laga hier zunächst das narrative Interview als Methode vor, schließt es aber sogleich wieder aus, da auch dieses besondere motivationale, kognitive und sprachliche Fähigkeiten erfordere, die behinderte Menschen meist nicht besäßen (vgl. ebd., 233). Ohnehin könnten sich diese nur auf räumlich und zeitlich Nahes beziehen und das Erzählen ganzer Handlungsabläufe sei somit als Überforderung

³⁸ Der Beitrag soll hier – bei kritischer Betrachtung – dennoch verwandt werden, fällt die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema geistig behinderter Menschen im qualitativen Interview doch denkbar dünn aus.

³⁹ Bei der Ausführung „primärer Rollen“ geht es dagegen ausschließlich um die konkrete vorliegende Interaktion, zum Beispiel um den Einkauf als Kunde eines Perückenmachers. Eine Reflexion des eigenen Rollenverhaltens ist hier nicht von großer Relevanz, es geht schlicht und einfach darum, ein Toupet zu erwerben.

anzusehen (vgl. ebd., 234). Als „Kompromißlösung“ (ebd.) schlägt Laga das (qualitative) offene Leitfadenterview vor. Während seiner eigenen Feldforschung in einer WfbM machte er damit die Erfahrung, dass die Befragten „eher entspannt“ (ebd., 235) wirkten, wobei sie ihm bei narrativen Interviews „angespannt [und] hilflos“ (ebd.) erschienen.

Bei der Datenerhebung im Rahmen dieser Studie wurde Lagas Vorschlag gefolgt und das *offene Leitfadenterview* als Befragungsmethode ausgewählt und angewandt. Da die komplette empirische Basis dieser Arbeit aus der Durchführung des offenen Leitfadenterviews hervorgegangen ist, soll dieses im Folgenden kurz in seinen wesentlichen Charakterzügen beschrieben werden. Nach Aglaja Przyborski und Monika Wohlrab-Sahr liegt die Anwendung des offenen Leitfadenterviews im Rahmen der vorliegenden Arbeit nahe: Ihnen zufolge ist das es in Forschungsvorhaben anwendbar, die eine „relativ eng begrenzte Fragestellung“ (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008, 140) aufweisen – der Autor nimmt diese inhaltliche Präzisierung für die vorliegende Untersuchung in Anspruch. Der Verwendung des offenen Leitfadenterviews im Rahmen dieser Studie kommt außerdem – ganz im Anschluss an Lagas Ausführungen – die Tatsache, dass es „keine besonderen Kompetenzen“ (ebd., 140) bei den Interviewten voraussetzt, entgegen. Auch die besondere Eignung des offenen Leitfadenterviews für die Rahmung „beschreibende[r] und argumentierende[r] Darstellungsmodi“ (ebd.) bestärkt die Entscheidung für die Verwendung dieser Erhebungsmethode, ist diese Studie doch an der *Beschreibung* und *Erklärung* der Reaktionsweisen (der Theorie nach) Stigmatisierter auf Stigmatisierungsprozesse interessiert.

Zur Durchführung des offenen Leitfadenterviews erstellt der Forscher zunächst einen schriftlichen Fragekatalog. Dieser ist in verschiedene thematische Blöcke unterteilt, welche jeweils mit einer möglichst offenen und damit erzählungsfördernden Frage eingeleitet werden (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008, 142).⁴⁰ Mit dem Rang ihrer Nachordnung fallen die folgenden Fragen dann immer spezifischer aus. Eine Erzählung wird angeregt und durch Nachfragen des Interviewers immer weiter präzisiert, womit es zur Ausleuchtung der „spezifische[n] Bedeutung bestimmter Details“ (ebd., 141) kommt. Zum jeweils nächsten Themenkomplex sollte hierbei erst nach möglichst vollständigem Eingehen auf den aktuell fokussierten übergegangen werden (vgl. ebd.). So wird ein relativ vollständiges und valides Verständnis jedes Themenkomplex ermöglicht. Der Leitfaden ist also sowohl nach dem „Kriterium der Offenheit“ (ebd., 140) als auch nach dem „Kriterium der Spezifität“

⁴⁰ Der im Feld verwendete Fragebogen ist im Anhang einzusehen. Knapp 30 Fragen in vier inhaltlichen Hauptfragekomplexen werden von einem „auflockernden Eingangsgespräch“ und dem Gesprächsabschluss gerahmt.

(ebd., 141) aufgebaut, das Interviewgespräch verläuft dabei – jedenfalls im Idealfall – „vom Allgemeinen zum Spezifischen“ (ebd., 140).⁴¹

Mit einer diesen Vorgaben folgenden idealtypischen Leitfragenausarbeitung ist es für den Forscher aber nicht getan. Seine Hauptaufgabe und -herausforderung stellt das Interview selbst dar. Hier gilt es vor allem das Verfallen in eine „Leitfadenbürokratie“ (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008., 143) zu vermeiden. Dieses – in persönlicher Unsicherheit oder dem Streben nach vermeintlicher Vergleichbarkeit der Interviewergebnisse wurzelnde – ‚Festklammern‘ des Interviewers am vorgefertigten Frageablauf ist nach Przyborski und Wohlrab-Sahr als verbreiteter und folgenreicher Fehler im offenen Leitfadeninterview anzusehen. Die „Kriterien der Kontextualität und der Relevanz“ (ebd., 141) würden so zwangsläufig missachtet: Durch die starre Handhabung des Leitfadens und die Fixierung auf diesen findet zum einen eine Beschneidung des Informationsflusses statt – der Forscher bringt sich so selbst um wertvolle Information (vgl. ebd., 143). Zum anderen wird die Qualität der erhaltenen Informationen gemindert, da die erfragten Sachverhalte nicht ausreichend „in ihrer situativen Einbettung, in ihrem sozialen, institutionellen und persönlichem Kontext sowie im Hinblick auf ihre subjektive [...] Relevanz“ (ebd., 141) verständlich werden. Der Interviewer sollte den Redefluss seines Gegenübers deshalb nicht abschneiden, sondern ihm folgen, ihn sich entwickeln – und sich damit unter Umständen selbst „überraschen“ (ebd.) lassen. Bei zu starker Abweichung vom Thema ist eine sich in den Gesprächsfluss einfügende und respektvolle Rückführung zu diesem jedoch angeraten. Dies geschieht am besten über eine themenzentrierte Nachfrage. Der Leitfaden dient dem Interviewer also als reine „Orientierungshilfe“ (ebd., 144). Damit soll sein Wert nicht unterschlagen werden: Der Leitfaden verhindert ein nicht-zielführendes Abdriften von der spezifischen Forschungsfrage und gewährleistet ein Eingehen auf sämtliche interessierende Themenbereiche. Generell sollte der Interviewer versuchen eine steife, formale Interviewsituation zu vermeiden, und dieser stattdessen „Gesprächsscharakter“ (ebd., 143) verleihen. Freie und umgangssprachliche Ausdrucksweise (vgl. ebd.) sind hier, wie auch der bereits angesprochene Respekt vor den Relevanzstrukturen des Befragten, hilfreich.⁴²

Vor der Erstellung des Leitfadens wurde in der (sehr dünnen) einschlägigen Literatur nach konkreten Hinweisen für gelungene wissenschaftliche Gesprächsführung mit geistig behinderten Menschen

⁴¹ Bei einem so delikaten Thema wie dem persönlicher Stigmatisierungserfahrung ist diese sich zuspitzende Themenzentrierung auch anzuraten – so kann der Interviewte bei der Beantwortung der noch nicht auf Stigmatisierung bezogenen Fragen (Rede-)Sicherheit und Vertrauen in den Interviewer gewinnen.

⁴² Trotz allem bleibt die Interviewsituation vom Alltagsgespräch unterscheidbar, dies schon allein aufgrund der Rollenunterscheidung zwischen Interviewtem und Interviewer und den damit einhergehenden Rollenanforderungen. Christel Hopf erfasst dies treffend, wenn sie das offene Leitfadeninterview als „Pseudogespräch“ bezeichnet (Hopf 1978 zitiert nach Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008, 144).

gesucht. Laga verweist hier auf H. Gaukler, welche/r⁴³ im Rahmen seiner/ihrer Diplomarbeit 90 offene und geschlossene Fragen an behinderte Menschen gestellt hat (vgl. Laga 1982, 228). Aus Gauklers Erfahrung ist es ratsam:

- kurze und klar formulierte Fragen zu stellen,
- den Fokus der Fragen auf räumlich und zeitlich Nahes zu legen,
- Faktfragen zu stellen (keine Erklärungen, Deutungen verlangen etc.),
- Dritte aus dem Interview auszuschließen (erhebliches Störungspotential),
- eine freundliche Atmosphäre an einem für den Befragten bekannten Ort zu schaffen,
- die Interviews auf maximal zehn Minuten zu beschränken.

Diese Hinweise fanden bei der Feldforschung im Rahmen dieser Studie durchaus Beachtung. Vor allem aber wurde eine *explorative Vorgehensweise* angestrebt. Das beinhaltete für den Forscher mit möglichst wenigen Vorannahmen – und damit möglichen Vorurteilen – ins Feld zu gehen. Die ‚Interviewfähigkeit‘ der Werkstattarbeiter sollte praktisch, nämlich im Interview, ausgelotet werden. Bei einem strikt ‚schonenden‘ Vorgehen nach Gaukler wurde die Gefahr einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung gesehen: Wer für unfähig gehalten wird, dem wird mit einiger Wahrscheinlichkeit gar erst nicht die Chance gegeben, das Gegenteilige zu beweisen. Die vermeintliche Bestätigung der vorurteilenden Annahme erfolgt somit unausweichlich. Als zielführend und einem explorativen Vorgehen nicht entgegengesetzt erschienen allerdings die Vorschläge Gauklers möglichst zugängliche Fragen zu stellen, den erforderlichen Abstraktionsgrad nicht zu hoch zu setzen, Dritte aus dem Interview auszuschließen und eine angenehme, lockere Interviewatmosphäre zu schaffen. Diese Kriterien sind wohl aber bei der Durchführung der meisten Interviews als gewinnbringend anzusehen (vgl. Hermanns 2007). Die zeitliche Maximaldauer des Interviews wurde bewusst nicht a priori festgesetzt, das Interview sollte so viel Zeit in Anspruch nehmen, wie nötig und angenehm.⁴⁴

Das im Feld erhobene Interviewmaterial wurde den allgemeinen Standards entsprechend transkribiert (vgl. Flick 2011, 379ff). Der Fokus der Verschriftlichungsarbeit lag hierbei allerdings vornehmlich auf dem Inhalt und nicht auf der Form des Aufgezeichneten, es ging in erster Linie darum *was* gesagt, nicht darum *wie* genau es gesagt wurde. Auch wurden nur für die Beantwortung der Forschungsfrage dienlich erscheinende Interviewteile transkribiert. Es lässt sich also mit Recht von einer groben Transkription sprechen. Diese steht dem Forschungsinteresse allerdings nicht entgegen, wurde doch eine vornehmlich auf den interessierenden Gesprächsinhalt fokussierte

⁴³ Es konnten keine näheren Informationen zum Autor bzw. der Autorin eingeholt werden. Dies verwundert nicht, wurde die Diplomarbeit Gauklers doch schon 1979 einreicht und nicht veröffentlicht.

⁴⁴ Tatsächlich dauerten drei Interviews um die 25 Minuten an, eins über 40 Minuten. Der Kontakt zu den Befragten wurde vom Interviewer und Autor der vorliegenden Forschungsarbeit als überaus positiv und angenehm, der Gesprächsverlauf als flüssig empfunden.

Analysemethode ausgewählt: Zur Auswertung des aus Transkription hervorgehenden Texts kam es unter Anwendung der von Philipp Mayring entwickelten *qualitativen Inhaltsanalyse*. Die verwandte Analysetechnik soll im Folgenden kurz eingeführt werden, ehe es dann zur interpretierenden Vorstellung der Forschungsergebnisse kommt.

3.3 Die qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring

Bei der qualitativen Inhaltsanalyse handelt es sich um ein Werkzeug zur „systematischen Bearbeitung von Kommunikationsmaterial“ (Mayring 2007, 468). Sie zeichnet sich durch die Bereitstellung eines klaren Regel- und Maßnahmenkatalog zur Analyse empirischer Daten aus. Als eindeutige Auswertungsanleitung soll die qualitative Inhaltsanalyse Sozialforschern Sicherheit und Klarheit bei der Untersuchung unterschiedlicher Datentypen verleihen – und zudem auch große Textmengen bewältigbar machen (vgl. Flick 2011, 416). Produkt der qualitativen Inhaltsanalyse ist ein Kategorienschema, das den Vergleich von verschiedenen Fällen ermöglicht (vgl. ebd.). Die vorliegende Arbeit ist an einem solchen Verständnis verschiedener Fälle – hinsichtlich der gestellten Forschungsfrage – interessiert: Wie gehen die verschiedenen Interviewten mit gegen sie gerichteten Stigmatisierungsprozessen um?

Die qualitative Inhaltsanalyse wurde von Mayring im Zuge eines ganzen Schwungs verschiedener Weiterentwicklungsversuche der am Anfang des letzten Jahrhundert in den USA entstandenen, quantitativ geprägten Inhaltsanalyse erdacht (vgl. Mayring 2007, 469f). Ihre quantitativen Wurzeln lassen sich so nicht verkennen: Die qualitative Inhaltsanalyse versteht sich als regelgeleitet, systematisch und auch nachträglich überprüfbar (vgl. Mayring 1983, 25/41). Dem steht der Anspruch auf Ermöglichung des spezifischen Verstehens subjektiver Sinnwelten – eine, wenn nicht gar *die* für qualitative Sozialforschung typische Ambition – jedoch nicht entgegen (vgl. ebd., 32). Mayring versucht diese Dualität wie folgt zu fassen:

„Der Grundgedanke einer *qualitativen* Inhaltsanalyse besteht nun darin, die Systematik (strenge Regelgeleitetheit, Kommunikationseinbettung, Gütekriterien [...]) der Inhaltsanalyse für qualitative Analyseschritte beizubehalten, ohne Vorschnelle Quantifizierungen vorzunehmen“ (Mayring 2007, 469; Hervorh. P.M.).

Mayring geht es also darum qualitativen Sozialforschern einen festen Regel- und Maßnahmenkatalog zur Untersuchung ganz unterschiedlicher – jedoch meist sprachlicher – Datenformen bereit zu stellen (vgl. Mayring 2007, 468).

Die vorliegende Arbeit muss sich bei der Interviewanalyse allerdings auf einen *inhaltlichen Fokus* bei beschränken: Es geht ihr vornehmlich um das Extrahieren rein inhaltlicher Information hinsichtlich

der Existenz und der Form von gegen die Interviewten gerichteten Stigmatisierungsprozessen sowie ganz besonders um deren Reaktion auf diese. Um eben diese Information aus dem erhobenen Material zu gewinnen wurde die *Zusammenfassung*, eine von drei Spielarten der qualitativen Inhaltsanalyse, als Untersuchungswerkzeug ausgewählt (vgl. Mayring 1983, 53ff). Diese „will das Material so reduzieren, dass die wesentlichen Inhalte erhalten bleiben, aber ein überschaubarer Kurztext entsteht“ (Mayring 2007, 472), ist also eindeutig auf den Inhalt des Interviews und nicht auf dessen Form bezogen. Das vorliegende Interviewmaterial – vier gemeinsam knapp zweistündige Audiospuren – soll so für eine Interpretation handhabbar gemacht werden, konzentrierte Information für die Beantwortung der Frage nach den Identitätsstrategien behinderter Menschen gewonnen werden.

Die Zusammenfassung basiert auf „[i]nduktiver Kategorienbildung“ (Mayring 2007, 472). Diese ist mehrschrittig. Nachdem zunächst die sogenannte Analyseeinheit festgelegt wird, also eine Zuspitzung des Analyseinteresses entlang der Forschungsfrage stattfindet, werden im zweiten Schritt die inhaltstragenden Textabschnitte paraphrasiert (vgl. Mayring 1983, 48/56). Ist dies geschehen erfolgt die „Generalisierung“ (ebd., 57) aller unterhalb eines vorher festgelegten „Abstraktionsniveau[s]“ (ebd.) liegenden Paraphrasen.⁴⁵ Eine weitere inhaltliche Verdichtung erfolgt mit den anschließenden Analyseschritten der ersten und zweiten Reduktion (vgl. ebd.): Bei der ersten Reduktion werden nicht wesentlich inhaltstragende oder anderen ähnelnde Paraphrasen gestrichen, während ähnliche Paraphrasen bei der zweiten Reduktion nicht mehr verworfen, sondern zusammengefasst werden. Ergebnis der Zusammenfassung ist eine systematische Repräsentation des Ausgangsmaterials in Form eines geordneten, straffen Aussagenkatalogs. Dieser kann dann auf die Forschungsfrage bezogen und zum Versuch der Beantwortung dieser verwandt werden: Im Rahmen der vorliegenden Arbeit wurde die Auswertung des Interviewmaterials fallbezogen vorgenommen, die vier Interviewverschriftlichungen getrennt voneinander betrachtet. Alle extrahierten Kategorien sind somit als fallspezifisch anzusehen.⁴⁶

Die mithilfe der qualitativen Inhaltsanalyse gewonnenen Daten stellen die Interpretationsgrundlage der vorliegenden Arbeit dar: Nachdem das erhobene Datenmaterial unter Verwendung der qualitativen Inhaltsanalyse ausgewertet wurde, kommt es im folgenden Kapitel, vor dem Hintergrund der eingangs ausgearbeiteten theoretischen Vorannahmen, zur Interpretation der Analyseergebnisse. Nach getaner Vorarbeit wird der tatsächlichen Reaktion geistig behinderter

⁴⁵ Die Definition des verwendeten Abstraktionsniveaus wie auch die der Analyseeinheit kann in Anhang II eingesehen werden.

⁴⁶ Ein Beispiel für die vollzogene Zusammenfassung ist dieser Arbeit angehängt. Eine ausschnitthafte Durchführung ist auch bei Flick einzusehen (vgl. Flick 2011, 414).

Menschen auf gegen sie gerichtete Stigmatisierungsprozesse und der zugehörigen Bedeutung von Arbeit und Arbeitstätigkeit nun auf den Grund gegangen.

4 Präsentation und Interpretation der Ergebnisse

Nach Transkription und Analyse der erhobenen Interviewdaten liegen diese in inhaltlich verdichteter Form vor. Im Folgenden wird nun die Interpretation dieser Analyseergebnisse vorgenommen. Das Vorgehen fällt dabei allerdings nicht themenfokussiert, sondern auf den Einzelfall bezogen aus – die vier Fälle sollen in ihrer jeweils eigenen Logik betrachtet und gedeutet werden. Dieses Vorgehen verspricht eine höhere Übersichtlichkeit sowie ein besseres und tieferes, weil vollständigeres Fall- und damit Themenverständnis. Die Einzelfälle werden dabei in Analogie zu ihrer chronologischen Erhebungsabfolge untersucht. Hierbei haben die Namen der Interviewpartner zur Gewährleistung von Anonymität eine Änderung erfahren.⁴⁷

Die folgende Interpretation dient der (Teil-)Klärung der Frage, wie behinderte Menschen auf gegen sie gerichtete Stigmatisierungsprozesse reagieren. Die Ergebnisse der Untersuchung der vorliegenden vier Einzelfälle können allerdings ausschließlich als *Beispiele* für die Reaktion Angehöriger einer bestimmten Stigmagruppe auf stigmabezogene Abwertung angesehen werden: Eine Generalisierung wird nicht angestrebt, Repräsentativität ist freilich kein Anspruch der vorliegenden Arbeit. Diese versteht sich vielmehr als eine erste Annäherung ans Thema und sieht ihren Wert durch das Fehlen der gerade erwähnten Ansprüche als keineswegs gemindert an. Denn: Stigmatisierung und Identitätsstrategien sind vielschichtige Prozesse. Um ihnen in ihrer Komplexität gerecht zu werden, verläuft die nachfolgende Untersuchung entlang der *Eigenlogik* der Einzelfälle. Auf Basis dieses (Fall-)Verständnisses ‚von innen‘ ist keine Verallgemeinerung möglich. Alle Schlüsse gelten nur für den betrachteten Fall. Dies heißt natürlich nicht, dass sich im Einzelfall nicht auch Allgemeingültiges wiederfinden ließe. Typisierung, Generalisierung und Theoriebildung sind aber nicht Aufgabe dieser Arbeit. Sie müssen – insofern erfolversprechend – in nachfolgenden Schritten angestrebt werden.

Nachfolgend wird auf Basis des gewonnenen Analysematerials der Versuch der Identifizierung von Identitätsstrategien nach Frey vorgenommen. Beim Vollzug dessen ist es zweckdienlich in Erinnerung zu behalten, dass alle Identitätsstrategien ein und dasselbe Ziel teilen: *Die Bestätigung angenehmer sowie die Entkräftigung unangenehmer identitätsbezogener Inkongruenzen*. Dabei interessiert hier

⁴⁷ Jegliche Ähnlichkeiten der verwendeten Namen zu denen real existierender Personen sind als zufällig und vom Autor unbeabsichtigt anzusehen.

im Besonderen, welche Bedeutung Arbeit als abstraktem Konzept sowie der konkreten persönlichen Arbeitstätigkeit der Interviewten dabei zukommt. Ebenso wird Augenmerk auf die Beschaffenheit des Behindertenbegriffs der Interviewpartner gelegt, und – in Abhängigkeit von ihrer Selbstdefinition – ihre Einstellung zur eigenen (Nicht-)Behinderung betrachtet. So wird die Frage danach gestellt, welche Bedeutung Behinderung und vor allem Arbeit(stätigkeit) in Bezug auf Identitätsbildung und -bewahrung zukommt. Sind sie im Kontext von Stigmatisierung eher als Identitätsressource oder -gefährdung zu verstehen? Nach für die Beantwortung dieser Fragen nützlichen Hinweisen wird zunächst im Gespräch mit Alwin Mell⁴⁸ erhobenen Interviewmaterial gesucht.

4.1 Alwin Mell

Alwin Mell ist seit mehreren Jahren in der Tischlerei der besuchten Betriebsstätte der Lübbecker Werkstätten tätig.⁴⁹ Nach eigenen Angaben hat Mell in seinem bisherigen Leben kaum Stigmatisierungserfahrungen gemacht.⁵⁰ So könne er sich lediglich an einen einzigen Vorfall der stigmabezogenen Abwertung erinnern: In seiner Jugend rief ihm auf der Straße jemand hinterher, er sei ein „Behinderter“ (12:41). Ansonsten erführe er in der Öffentlichkeit keine abweichende Behandlung, dies sei auch in der Vergangenheit so gewesen. Auch aus Mell's Tätigkeit in der WfbM erwüchse keinerlei Missachtung, sein soziales Umfeld akzeptiere diese.⁵¹ Mell's Aufrichtigkeit im Interview soll hier keinesfalls angezweifelt werden. Da eine Behinderung – Mell empfindet sich als teilbehindert⁵² – in der deutschen Gegenwartsgesellschaft, wie oben gezeigt, als Stigma anzusehen ist, überrascht die von Mell empfundene Gleichbehandlung aus theoretischer Sicht allerdings schon: Sowohl die selbst zugeschriebene kognitive Einschränkung, als auch die daran anschließende Beschäftigung in der WfbM sind als Stigmamerkmale zu verstehen. Frey folgend sind sie damit als „handlungsleitend“ (Frey 1983, 44) und dementsprechend durchschlagskräftig einzustufen (der gleiche Schluss ließ sich auch bei Goffman/Hohmeier finden). Der vorliegende Widerspruch zwischen Empirie und Theorie lässt nun verschiedenartige Erklärungsversuche zu:

- a) Eine (leichte) geistige Behinderung ist anders als oben herausgearbeitet nicht als Stigma-Merkmal zu verstehen.
- b) Stigmata sind nicht (zwangsläufig) handlungsleitend.
- c) Die von Mell beschriebene Akzeptanz durch sein soziales Umfeld ist als Teil einer (kognitiven) Identitätsstrategie zu verstehen, wobei a) und b) nicht zutreffen.

⁴⁸ Name, wie erwähnt, geändert.

⁴⁹ Leider wurde versäumt, das Alter Mell's zu erfragen. Dieses konnte auch durch Nachfrage bei den Lübbecker Werkstätten nicht in Erfahrung gebracht werden. Der Autor schätzt ihn auf circa 30 bis 32 Jahre.

⁵⁰ AM5: *Stigmatisierung als absolute Ausnahme* (hierbei handelt es sich um eine erste durch die vollzogene Inhaltsanalyse gewonnene fallbezogene Kategorie).

⁵¹ AM4: *Akzeptanz der eigenen Arbeitstätigkeit durch das soziale Umfeld*

⁵² AM11: *Eigenempfinden als teilweise behindert: Epilepsie und kognitive Einschränkung*

Die Entscheidung für eine der Erklärungen kann und soll im Rahmen dieser Arbeit nicht gefällt werden. Als wichtig und interessant wird hier jedoch besonders Möglichkeit c) angesehen. Diese impliziert keinesfalls eine Unaufrichtigkeit Mells, ganz wie von Frey beschrieben könnte es sich auch um Verdrängen, Ignorieren oder Uminterpretieren von Ungleichbehandlung im Rahmen selektiver Wahrnehmung handeln. So läge auch kein Widerspruch zur eingangs als hoch eingeschätzten Wirkkraft von Stigmata und der Einordnung von Behinderung als Stigma vor.

Eine eindeutige Interpretation ist hingegen hinsichtlich Mells Reaktionsweise auf eine (hypothetische) Stigmatisierung möglich. Der – seiner Aussage nach einzigen – Person, die ihn bisher stigmatisierte, begegnete Mell mit physischer Gewalt: „Wie habe ich reagiert? Ich habe dem eine geklatscht“ (12:53).⁵³ Ein gegen den Stigmatisierenden gerichteter Schlag fügt sich nun nicht in die Zweckdefinition indirekter⁵⁴ Handlungsstrategien ein, denn er erscheint nicht in erster Linie darauf ausgerichtet zu sein, die soziale Umwelt „davon zu überzeugen, daß das Bild, welches die anderen von ihm haben, nicht stimmt“ (Frey 1983, 76). Als primäre Handlungsmotivation erscheint das bloße Abstellen der Stigmatisierung wahrscheinlicher und eine Einordnung als direkte Handlungsstrategie damit zulässig zu sein. Mell berichtet sowohl von der Wirksamkeit, als auch dem Preis seiner Reaktion auf die Beschimpfung: Der Geschlagene habe forthin jegliche Abwertung unterlassen, bei Mell sei aber dennoch ein unbehagliches Gefühl zurückgeblieben.⁵⁵ Im Falle einer heutigen Abwertung schätzt Mell sein Verhalten anders ein: Er würde den Stigmatisierenden einfach „[s]tehen lassen“ (13:57), ihn ignorieren bzw. meiden. Diese Kontaktvermeidung und Nicht-Beachtung ist, wie auch eine Ohrfeige, als direkte Handlungsstrategie zu verstehen, denn die Handlungsintention ist nicht die (positive) Beeinflussung der Fremdbewertung durch Selbstdarstellung, sondern die bloße Unterbindung von Stigmatisierung, unabhängig von der Fremdbewertung.

Neben den interaktionsbezogenen Handlungsstrategien lassen sich im ausgewerteten Interviewmaterial auch von Cloerkes als selektive Wahrnehmung bezeichnete kognitive Strategien ausmachen. So halte Mell die auf der Straße erfahrene Beschimpfung für „nicht in Ordnung“ (15:01).⁵⁶ Vermittels einer solchen Delegitimierung der mit einem positiven Selbstbild – nach dem Individuen dem hedonistischen Prinzip zufolge streben – unangenehm-inkongruenten Stigmatisierung, wird deren Durchschlagskraft gemindert. Die gleiche Funktion erfüllt auch Mells rückblickende Vermutung, der Stigmatisierende habe gar keine triftigen Gründe für seine Schmähung

⁵³ AM6: *Reaktion auf (hypothetische) Stigmatisierung: früher Gewalt, heute Ignorieren*

⁵⁴ Die Unterscheidung zwischen direkten und indirekten Handlungsstrategien wurde, wie in 2.4 erwähnt, nicht von Frey, sondern vom Autor dieser Studie vorgenommen.

⁵⁵ AM7: *Stigmatisierung nach Gewalteintritt beendet, jedoch unbehagliches Gefühl*

⁵⁶ AM8: *Stigmatisierung illegitim*

gehabt, womöglich sei diese bloßer „Lust und Laune“ (13:02) entsprungen.⁵⁷ Die vermutete Grundlosigkeit der Stigmatisierung kann als kognitive Identitätsstrategie Mells verstanden werden, lässt sie den Abwertungsakt doch als unbegründet, beinahe willkürlich und damit wenig legitim erscheinen.

Aufgrund der kaum vorhandenen Stigmatisierungserfahrung Mells ist die Rolle von Arbeit und eigener Arbeitstätigkeit im Kontext von Stigmatisierung erschwert aus dem Interviewmaterial zu extrahieren. So lässt sich Mells Arbeitstätigkeit an keiner Stelle als Element einer Identitätsstrategie ausmachen, er erwähnt Arbeit im Zusammenhang mit der Reaktion auf (hypothetische) Stigmatisierung an keiner Stelle.⁵⁸ Dies schließt eine tatsächliche Implementierung von Arbeit(stätigkeit) in den verwendenden Identitätsstrategien freilich nicht aus, belegt sie aber ebenso wenig. Es lässt sich jedoch vermuten, dass Mell im Kontext von Stigmatisierung auf seine Arbeit eingegangen wäre, käme dieser bei der Abwertungsabwehr eine (gewichtigere) Rolle zu. Auch hinsichtlich der Bedeutung von Arbeit als potentieller Identitätsgefährdung lassen sich aus gleichen Gründen schwerlich begründete Schlüsse ziehen. Einziger Ansatzpunkt gegen eine gefährdende Bedeutung von Arbeit – neben der Nicht-Erwähnung ihrer als identitätsgefährdend – ist hier Mells Erklärung, sein soziales Umfeld akzeptiere die Beschäftigung in der WfbM: „[F]ür die ist das in Ordnung“ (07:10).⁵⁹

Arbeit und Arbeitstätigkeit erscheinen – unter den gerade beschriebenen Einschränkungen – bei Mell also nicht als identitätsgefährdend, eine Bedeutung ihrer als Ressource der Stigmatisierungsabwehr lässt sich allerdings auch nicht feststellen. Dabei legt Mells deutlich positiver Bezug zu seiner Arbeitstätig deren eigentliche Eignung für die Entkräftung von Stigmatisierungsprozessen nahe.⁶⁰ So gibt Mell an, die Arbeit mache ihm Spaß, er habe „schon immer gern mit Holz gearbeitet“ (04:54). Dementsprechend wichtig sei ihm seine Arbeit, ganz ohne sie träte Langeweile ein. Durch die Einschätzung seiner Arbeitsfähigkeit als gut – Mell erklärt, er „habe eine Begabung“ (01:57) – und sich stetig verbessernd wird die potentielle Tauglichkeit seiner Arbeitstätigkeit zum Identitätsschutz weiter verdeutlicht.⁶¹ Da davon ausgegangen werden kann, dass die Anerkennungsverteilung in

⁵⁷ AM9: *Kein Verständnis für Motivationslage des Stigmatisierenden, Vermutung der Grundlosigkeit*

⁵⁸ Hierbei ist zu betonen, dass Mell kurz angebunden – manchmal einsilbig – auf die im Interview gestellten Fragen antwortete, und kaum Anschluss Erzählungen oder Erklärungen lieferte. Der Autor, der die Interviews führte, bohrte seinerseits selten nach, da er die Entstehung einer unangenehmen Gesprächssituation befürchtete: Fragen zu Selbstbild und Abwertungserfahrungen sind äußerst intim und werden damit, so jedenfalls das Gefühl im Gespräch, wohl nicht ohne Grund nur knapp beantwortet. Zudem war der Interviewer selbst aufgeregt, was ein tieferes Eingehen auf Mells Stigmatisierungserfahrung weiter erschwerte. Eventuell kann die Nicht-Erwähnung von Arbeit im Kontext von Stigmatisierung so auch auf die wenig hartnäckige Interviewführung zurückgeführt werden.

⁵⁹ AM4: *Akzeptanz der eigenen Arbeitstätigkeit durch das soziale Umfeld*

⁶⁰ AM3: *Positiver Bezug zur eigenen Arbeitstätigkeit*

⁶¹ AM1: *Positive Einschätzung der eigenen Arbeitsfähigkeit*

modernen Gesellschaften – ohne die ein positiver Selbstbezug wie gezeigt nahezu undenkbar ist – entlang individueller Leistung abläuft, ist Mells Selbsteinschätzung als besonders geeignete Grundlage für eine Identitätsverteidigung einzuschätzen: Er schreibt sich gute Leistungserbringung zu, Anerkennungsforderungen erscheinen dem Leistungsprinzip folgend somit als legitim.⁶² Mit einem solchen Argument eigener (realisierter) Leistungsfähigkeit ließe sich Stigmatisierung, als aktiver oder passiver Nicht-Anerkennung (Kropf) nun theoretisch mit guten Aussichten entgegen treten. Warum eine Implementierung seiner Arbeitstätigkeit in den von Mell verwendeten Identitätsstrategien hier dennoch nicht nachgewiesen werden konnte, ist an dieser Stelle nicht erklärbar.

Während Mells Arbeit(stätigkeit) also als geeignete Ressource einer Stigmatisierungsabwehr angesehen werden kann – wobei eine aktuelle Verwendung nicht festgestellt werden konnte –, erscheint der Begriff der Behinderung von gegensätzlicher Bedeutung zu sein. Arbeit scheint in Mells Verständnis für Stärke und Befähigung zu stehen, Behinderung dagegen mit Schwäche und Unvermögen gleichgesetzt zu werden:⁶³ Behindert sei man, „[w]enn man ** fast nichts kann, nur in der Ecke sitzt“ (10:09). Behinderung und Unvermögen muten hier als gegenseitige Ursache und Folge, als eng verwoben an. Mell schreibt sich die Eigenschaft der Behinderung – und damit auch die des Unvermögens – nun nicht voll, aber eingeschränkt zu: „Sagen wir so, ich bin nicht wie Normale“ (10:23), „einen Teil Behinderung habe ich auch“ (10:26). Dies äußere sich bzw. wurzele (die Verhältnisse sind hier nicht klar) in einer kognitiven Einschränkung: „Bei manchen Dingen brauche ich ein bisschen länger“ (10:43). Behinderung mutet hier als deutliche Gefährdung positiver Selbstsicht an, erscheint sie die Erbringung der in der Leistungsgesellschaft für (anerkennungsbasierte) positive Selbstsicht notwendigen Leistung doch zu versperren. Die Tatsache, dass Mell sich selbst als nur teilbehindert beschreibt, und sich so ein Stück weit von einer anerkennungsverwehenden Leistungseinschränkung distanziert, kann als (schwache) kognitive Identitätsstrategie angesehen werden. Trotz der Beschäftigung in einer als ‚Werkstatt für behinderte Menschen‘ titulierten Einrichtung wird der Status als ein solcher nicht vollständig angenommen – Stigmatisierungen, die auf eine Behinderung rekurrieren, können so mit dem Verweis auf den eigenen Status als lediglich teilbehindert wenigstens als nur teillegitim eingeschränkt werden.

Hinsichtlich der gestellten Forschungsfrage ist an dieser Stelle festzuhalten: Anders als der theoretische Hintergrund dieser Arbeit es nahelegt, gibt Mell an, in seinem Leben erst einmal Ziel einer behinderungsbezogenen Stigmatisierung geworden zu sein. Wie erläutert, kann dies – bei

⁶² AM2: *Relativ geringe Schwierigkeit der Arbeit in WfbM* negiert dieses Potential nicht, sondern schränkt es nur geringfügig ein: Komplexere Arbeit wird in der Leistungsgesellschaft als höherwertig angesehen, einfacherer, wie Mells, darum aber längst nicht der Status einer Leistung entzogen.

⁶³ AM10: *Negatives Behinderungsverständnis: Unfähigkeit und Lethargie*

Zutreffen der theoretischen Vorannahmen – als kognitive Identitätsstrategie verstanden werden. Im Gespräch über die erlittene Beleidigung auf offener Straße sowie über hypothetische Stigmatisierungsakte ließ sich der Einsatz (direkter) konativer, wie auch kognitiver Identitätsstrategien feststellen. So wirkt es, als schlugen sich (potentielle) Stigmatisierungen – anders als die Stigma-Identitäts-These es nahelegt – nicht ungefiltert in Mells Selbstbild nieder. Vielmehr scheint Mell behinderungsbezogenen Abwertungen verschiedenartig entgegen zu steuern. Hierbei fiel auf, dass Mells deutlich positiver Bezug zu seiner Arbeitstätigkeit keinerlei Niederschlag innerhalb der identifizierten Identitätsstrategien findet. Für diese Feststellung konnte keine Erklärung gefunden werden. Neben der Einschätzung von Arbeit(stätigkeit) als (potentieller) Ressource der Identitätsbildung und -bewahrung, lässt das Analysematerial auf ein negatives Behinderungsbild Mells schließen. Behinderung ist im vorliegenden Fall somit als identitätsgefährdend einzuschätzen.

4.2 Henrik Blom

Henrik Blom⁶⁴ ist 30 Jahre alt und ist seit einigen Jahren in der Tischlerei der besuchten Betriebsstätte angestellt. Er gibt an, niemals stigmatisiert worden zu sein: „Nee, kann ich mich gar nicht dran erinnern. Mir ist so was gar nicht passiert“ (19:10).⁶⁵ Aus seiner Sicht bietet er Abwertungen auch gar keine Angriffsfläche, sieht er sich doch beispielsweise als autonom an: „Nee. Also auch in der Stadt nicht, kann selbst einkaufen gehen, ich kann mit Geld umgehen, ich kann alles“ (18:35). Auch seine Beschäftigung außerhalb des regulären Arbeitsmarktes, nämlich in einer WfbM, schlägt sich aus Bloms Sicht nicht in einer inferioren Andersartigkeit, sprich dem Ansatz für Stigmatisierung, nieder. Sein soziales Umfeld akzeptiere seinen Arbeitsplatz, dies schon allein, da Arbeit knapp und damit jede Beschäftigung wertvoll sei: „Also viele meiner Kollegen wissen das, dass ich hier arbeite. Aber die sagen von vornherein: ‚Aber das ist doch gar nicht Schlimmes‘. Hauptsache heutzutage man hat einen Arbeitsplatz, oder man hat nichts“ (18:13).

Ebenso wenig wie Mell soll Blom hier Unehrllichkeit unterstellt werden. Vor dem theoretischen Hintergrund dieser Arbeit erscheint eine völlige Unversehrtheit hinsichtlich Stigmatisierungen jedoch unwahrscheinlich, diesem zufolge haften Blom schon allein aufgrund seiner segregierten Schullaufbahn (er besuchte eine Schule für behinderte Menschen) und auch seines segregierten Arbeitsplatzes Stigmamerkmale – die aus theoretischer Sicht auch Stigmatisierung nach sich ziehen sollten – an. Insofern die theoretischen Vorannahmen nicht inkorrekt sind, muss es andere Gründe für Bloms Erklärung der Gleichbehandlung geben.⁶⁶ Die beiden obigen Begründungen für die Nicht-

⁶⁴ Name, wie erwähnt, geändert.

⁶⁵ HB6: *Bisher nicht stigmatisiert worden: Weder Arbeit in WfbM (es zählt nur überhaupt eine Arbeit zu haben), noch Verhalten (Selbtsicht als völlig autonom) lieferten hierfür auch Gründe*

⁶⁶ Wie schon erklärt: In dieser Arbeit kann weder geklärt werden, ob (geistige) Behinderung nun tatsächlich als Stigma angesehen werden kann, noch, wie es um die empirische Gültigkeit der angenommenen hohen

Stigmatisierung (Selbstständigkeit, allgemeiner Wert von Arbeit) können hier – im Fall eines Zutreffens der angesprochenen theoriebasierten Aussagen – als kognitive Identitätsstrategien nach Frey angesehen werden: Indem Blom sowohl seine eigene Person als auch seine Arbeitstätigkeit mit den getätigten Aussagen von jeder Andersartigkeit befreit, reißt er die Grundlage einer Legitimation von Stigmatisierungsprozessen ein. So nimmt er potentiellen Abwertungen – in seinem Denken und Verstehen, denn dort setzt die Gefährdung von Sozialem und Privatem Selbst an – ihre Wirkkraft. Unangenehme Inkongruenzen werden somit verhindernd abgewehrt, dem Streben nach möglichst positiver Selbstsicht der Boden bereitet.

Auf die Frage hinsichtlich seiner vermutlichen Reaktion auf eine hypothetische Stigmatisierung reagiert Blom wie folgt herausfordernd: „Dann würd ich eiskalt sagen, ich sag, dann würden sie dahin fahren und das selbst mal angucken, dann können sie sich selbst mal ein Bild drüber machen“ (19:43).⁶⁷ Das von ihm beschriebene Verhalten ist – bei Verwirklichung – als Handlungsstrategie nach Frey zu verstehen. Vom Autor dieser Studie wurde oben die Unterscheidung zwischen direkten und indirekten Handlungsstrategien eingeführt. In Bloms Aufforderung kommen beide Spielarten zusammen: Sein Vorgehen ist insoweit als direkte Handlungsstrategie anzusehen, als das Kennenlernen der WfbM den Stigmatisierenden zum Einstellen der Abwertungen bewegen soll. Eine Interpretation als indirekte Handlungsstrategie kann in der, die Stigmatisierung beendende, Aufwertung der Fremdsicht durch entsprechend selbstbewusste Selbstdarstellung gesehen werden. Beide Verständnisweisen werden hier als zulässig angesehen. Interessant ist hier neben der Feststellung der aktiven und handlungsbasierten Bereitschaft zur (sowohl direkten als auch indirekten) Identitätsverteidigung vor allem aber die Tatsache, dass diese – ohne vorherige Referenz – auf die *Arbeitstätigkeit* Bloms rekurriert. Anders als bei Mell erscheint es bei seinem Kollegen Blom möglich, konkrete Aussagen über die Bedeutung seiner Arbeitstätigkeit bei der Stigmatisierungsabwehr zu machen – ihr kommt scheinbar zentraler Wert zu. Die Reaktion auf eine hypothetische Abwertung seiner Arbeitsfähigkeit fällt entsprechend aus: Blom würde den Stigmatisierenden auffordern, sich den Betrieb doch einmal selbst anzuschauen und die Arbeit dort probenhalber zu übernehmen. Und folglich – er expliziert dies nicht – erst danach über Bloms Vermögen zu urteilen.⁶⁸

Diese handlungsbasierten Reaktionsweisen auf Stigmatisierung lassen Bloms äußerst positiv erscheinenden Bezug zu seiner Arbeitstätigkeit bereits deutlich durchscheinen: Sähe er seine Arbeit

Durchschlagskraft von Stigmata steht – aus diesem Grund wird hier durchdacht, wie das erhobene Datenmaterial einzuordnen wäre, *träfen* diese beiden Annahmen zu.

⁶⁷ HB8: *Auch bei arbeitsunabhängiger Abwertung der eigenen Person erfolgt Aufforderung sich die Arbeit in der WfbM vor Kritik überhaupt erst einmal anzuschauen*

⁶⁸ HB7: *Bei Abwertung der Arbeitsstätte oder Arbeitsfähigkeit Bloms erfolgt Aufforderung, die Arbeit doch einmal selbst testweise zu übernehmen*

als minderwertig an, würde er dem abwertenden Kritiker sicher nicht den Besuch seiner Arbeitsstätte anraten, käme dies doch einer befördernden Bestätigung der gegen ihn gerichteten Abwertungen gleich. Den gleichen Schluss lässt auch Bloms Annahme, die Arbeit in der WfbM würde den Abwertenden wahrscheinlich überfordern zu: „Dann würde die Säge vielleicht absaufen oder alles im Arsch sein“ (09:10).⁶⁹ Mit dieser Unfähigkeitszuschreibung betont er seine eigenen Fertigkeiten, mit anderen Worten, seine eigene Leistungsfähigkeit. Leistung kann, wie gezeigt, als zentral bei der Anerkennungsverteilung in Leistungsgesellschaften angesehen werden. Mit der Herausstellung seiner leistungsbezogenen Überlegenheit möglichen Abwertenden gegenüber, schreibt Blom sich einen höheren Status als diesen zu, gilt doch das Leistungsprinzip. Diese abwehrende Reaktion hypothetischer Abwertungen ist als kognitive Identitätsstrategie zu verstehen, setzt Blom mögliche Stigmatisierungen doch qua (reflexiver) Erklärung und nicht interaktionsbasiert außer Kraft. Wie schon bei den gerade als solchen identifizierten Handlungsstrategien fungiert Bloms Arbeitstätigkeit hier als Element und Ressource der Stigmatisierungsabwehr.

Wie im Folgenden gezeigt wird, ist Arbeit gar als besonders wertvolle Ressource bei der Stigmatisierungsabwehr Bloms anzusehen. Dies lässt sich unter Bezugnahme auf Faßauers Feststellung der besonderen Relevanz *individualisierter* Anerkennung bei der Identitätsbildung und -bewahrung (vgl. Faßauer 2005, 43/58) annehmen: Soziale Bestätigung gewinnt an Wert, wenn sie die (sachbezogene) Erhebung über Mitmenschen ermöglicht. Die Fremdeinstufung als ‚besser‘ festigt einen positiven Selbstbezug stärker, als es die referenzlose Bewertung als ‚gut‘ vermag. Bei Blom ist der Selbstvergleich – mit dem Schluss eigener Überlegenheit – in Bezug auf seine Arbeitstätigkeit tonangebend. Die eigene Leistungsfähigkeit sieht er als überdurchschnittlich an.⁷⁰ Die entsprechende individuelle Anerkennung wird hiermit, wenn nicht erfahren, so doch wenigstens antizipiert, und vor allem der Anspruch auf diese legitimiert (Leistungsprinzip). Blom betont beispielsweise immer wieder, dass ausschließlich *er* bestimmte komplexere Werkstattarbeiten, wie die Reinigung des Spanofens oder die Bedienung der großen Säge, zu übernehmen fähig ist. Die Säge beherrsche – im Gegensatz zu ihm – nicht einmal sein Vorgesetzter vollständig: „Nee, er kann's nicht“ (09:16). Auch schon in der Schule und im Berufsbildungsbereich sei er den anderen Schülern bzw. Anzulernenden vorausgewesen: „Ich hab in der Schule schon die ganzen Maschinen alle bedient alleine, was die da ja nicht durften, ich hatte einen Maschinenraum komplett für mich alleine gehabt“ (03:35); „[A]lso regulär brauchst du ja zwei Jahre für so einen Berufsbildungsbereich, aber ich hab nur ein Jahr und ein halbes Jahr gebraucht dafür [...]Ja, ich war den anderen allen voraus“ (06:40). Hinzu kommt, dass Blom die in der WfbM geleistete Arbeit, als dessen ‚Zugpferd‘ er sich darstellt, nicht als der in

⁶⁹ HB10: *Übernahme der Arbeit in WfbM würde Abwertenden wahrscheinlich überfordern – nicht-behinderte Menschen können nicht unbedingt besser arbeiten als behinderte Menschen*

⁷⁰ HB1: *Extrem ausgeprägte Arbeitsfähigkeit und dementsprechend wichtige Stellung in der Werkstatt*

regulären Werkstätten verrichteten unterlegen ansieht.⁷¹ Die Produkte aus den Lübbecker Werkstätten erfüllten die gängigen Qualitätsansprüche, es habe „nie Klagen“ (12:20) von außen gegeben. Diese Gleichsetzung der in einer segregierten Einrichtung verrichteten Arbeit mit der auf dem regulären Arbeitsmarkt erbrachten, beinhaltet den Schluss ebenbürtiger Leistung und somit die Anspruchslegitimation auf (gleichwertige) Anerkennung und damit Nicht-Stigmatisierung. Die Betonung der besonders starken Ausprägung der eigenen Arbeitsfähigkeit bekräftigt diese Folgerung und Anspruchshaltung weiter. Wie oben schon beispielhaft gezeigt, kommt Bloms Arbeitstätigkeit und -fähigkeit bei seiner Identitätsbildung und -bewahrung so scheinbar große Bedeutung zu: Als Element kognitiver wie konativer Identitätsstrategien verwandt, dient sie als Ressource der Stigmatisierungsabwehr. Mehr noch: Auf Basis des vorliegenden Analysematerials erscheint es möglich, die Abwehr von Abwertungen bei Blom an den Arbeitsbegriff gekoppelt zu bezeichnen, nimmt doch *jede* seiner Abwehrreaktionen – mit einer abschließend vorzustellenden Ausnahme – Bezug auf seine Arbeit(stätigkeit). Selbst die delegitimierende Bewertung der Stigmatisierungserfahrung Mells – der Interviewer hatte dessen Beleidigung durch einen Fremden kurz geschildert – führt Blom auf seine Arbeitsstätte zurück: Die Beschimpfung Mells auf offener Straße sei nicht in Ordnung gewesen, „[w]eil das ja eine Beleidigung an der Firma ist, direkt sozusagen, und die Leute wissen gar nicht, wie gut die es hier hätten“ (21:22).⁷² Die Logik dieser Begründung kann vom Autor zwar nicht vollständig nachvollzogen werden, viel wichtiger erscheint aber auch die Feststellung, dass es sich hier um eine kognitive Identitätsstrategie handelt, werden Stigmatisierungen – unter berechtigender Bezugnahme auf Bloms Arbeitsstelle – doch erklärend delegitimiert, unangenehme identitätsbezogene Inkongruenzen somit vermieden bzw. aufgelöst. Arbeit und Arbeitstätigkeit können so als Element und damit Ressource der Stigmatisierungsabwehr Bloms ausgemacht werden.

Weiter lässt sich feststellen, dass bei Blom auch vom Behinderungsbegriff keine Identitätsgefährdung ausgeht. Steht diese bei Mell deutlich für Lethargie und Unvermögen – Gegenbegriffen zum Leistungsbegriff –, schreibt Blom ihr weder positive, noch negative Qualität zu, er erklärt: Behinderung „gehört zum Leben dazu“ (14:36).⁷³ Auch sieht Blom eine Leistungsminderung – und das ist zentral für die Herstellung nicht identitätsgefährdenden Charakters von Behinderung – keineswegs an eine Behinderung gebunden an: „Es gibt Nicht-Behinderte [wohl sehr sicher Behinderte gemeint], die können besser arbeiten, als die, die nicht behindert sind“ (14:10; Anm.

⁷¹ HB 2: *In der WfbM wird gute und der in anderen Werkstätten verrichteten ebenbürtige Arbeit geleistet*

⁷² HB11: *Stigmatisierung eines behinderten Mitarbeiters nicht in Ordnung, da damit die ganze Werkstatt – ohne diese überhaupt zu kennen – abgewertet wird*

⁷³ HB13: *Behinderungsbegriff ist wertfrei. Einziger Unterschied zwischen nicht-behinderten und behinderten Menschen besteht in Möglichkeit der Stigmatisierung behinderter Menschen, auch Arbeitsfähigkeit nicht einseitig von (Nicht-)Behinderung abhängig*

D.F.). Werden Leistungsschwäche und Behinderung als nicht gekoppelt angesehen, besteht nach dem in der Leistungsgesellschaft dominanten Leistungsprinzip auch keine Grundlage für eine Stigmatisierung behinderter Menschen. Hierbei ist zu beachten, dass ein Unwissen Bloms über den allgemeinen Stigmacharakter von Behinderung vor dem theoretischen Hintergrund dieser Arbeit als nahezu ausgeschlossen erscheint, ist der Begriff gesellschaftlich – wie eingangs gezeigt – doch negativ belegt und Blom wissendes, weil in dieser sozialisiertes, Mitglied der Gesellschaft. Seine Auflösung der Entwertung von Behinderung kann in diesem Sinne als kognitive Identitätsstrategie angesehen werden, erscheint die Stigmatisierung aufgrund von Behinderung seiner Logik folgend indes als illegitim, da sie entlang der gesellschaftlichen Fundamentalnorm des Leistungsprinzips nicht begründbar ist.

Ohnehin erklärt Blom aber, er „gehöre zu den Nicht-Behinderten“ (17:33), und schiebt selbst eine potentielle Identitätsgefährdung damit von sich.⁷⁴ Wie auch schon bei Mell expliziert, kann diese Ablehnung der Kategorisierung als behindert – bei gleichzeitiger Bekleidung einer Arbeitsstelle explizit für behinderte Menschen – als das Stigma abstreifende Identitätsstrategie im Sinne selektiver Wahrnehmung verstanden werden: Wer sich selbst als nicht-behindert ansieht, der muss sich auch nicht durch die Abwertung behinderter Menschen angegriffen fühlen bzw. kann eine eigene Behinderung unterstellende Abwertungen leichter, nämlich als haltlos und unberechtigt, abtun. Hier ist zu betonen, dass dies die einzige im Interviewmaterial gefundene Identitätsstrategie Bloms ist, die *nicht* auf seine Arbeitstätigkeit bezogen ist. Er bestärkt die Selbstbeschreibung als nicht-behindert mit der Bekleidung verschiedener Posten im Fußballverein: „Ich bin Jugendbetreuer“ (17:36) „und Schiedsrichter“ (17:45). Vor dem Hintergrund der oben eingeführten Leistungsdefinition Faßauers können auch diese Tätigkeiten als Leistungen angesehen werden: Zwar kommt Arbeit(stätigkeit) in der Leistungsgesellschaft die größte Bedeutung bei der Anerkennungsverteilung zu, andere Leistungstypen sind hierbei deshalb lange nicht irrelevant. So kann das Heranziehen der eigenen Bedeutung im Fußballverein, als Betonung der eigenen Leistungsfähigkeit, als (präventive) umdeutende Delegitimierung möglicher stigmabezogener Abwertungen, sprich als kognitive Identitätsstrategie angesehen werden. Leistungsfähigkeit stellt das *zentrale* Fundament von Bloms identitärem Selbstschutz dar – Moral oder Charakterwerte spielen beispielsweise keine Rolle.

Auf Basis der Analyseergebnisse konnte in diesem Abschnitt gezeigt werden, dass Blom sowohl kognitive als auch konative Handlungsstrategien einsetzt bzw. einsetzen würde (er gibt an, noch nie Stigmatisierung erfahren zu haben, was bei Annahme der theoretischen Vorüberlegen mit einiger Wahrscheinlichkeit selbst als Ausdruck einer kognitiven Identitätsstrategie angesehen werden kann), um sich vor stigmatisierungsförmigen Abwertungen zu schützen. Bei der Interpretation des

⁷⁴ HB12: *Selbstsicht als nicht-behindert, da zum Beispiel verschiedene Posten im Fußballverein bekleidet werden*

Interviewmaterials fiel die Omnipräsenz der Leistungsfähigkeit Bloms bei dessen Stigmatisierungsabwehr auf. Diese stellt – meist durch sein Arbeitsvermögen repräsentiert – das grundlegende Element all seiner identitätsbezogenen Verteidigungsstrategien dar: Selbst die von Blom vorgenommene Entstigmatisierung des Behinderungsbegriffs gründet auf der Betonung ebenbürtiger Arbeitsfähigkeit behinderter Menschen. Die bezüglich Blom getroffene Feststellung des (potentiell) regen Einsatzes von Identitätsstrategien kann als weiterer Hinweis auf die Ungültigkeit der Stigma-Identitäts-These aufgefasst werden.

4.3 Tom Valke

Tom Valke⁷⁵ ist, anders als die bisher vorgestellten Werkstattarbeiter, nicht in der Tischlerei der besuchten Betriebsstätte, sondern in deren Möbeltischlerei tätig. Er ist 38 Jahre alt und bereits seit 18 Jahren bei den Lübbecker Werkstätten angestellt. Wie zu zeigen ist, sind viele der bezüglich Blom und Mell gezogenen Schlüsse auf Valke übertragbar. So gibt Valke beispielsweise an, im Privatleben keinerlei Stigmatisierungserfahrungen gemacht zu haben.⁷⁶ Auch an abwertende Vorfälle an seinem Arbeitsplatz kann er sich nicht sofort erinnern: „[I]n meiner Zeit jetzt hier hab ich das noch nicht erlebt“ (29:31). Erst nach längerem Gespräch kommt ihm eine Stigmatisierung in den Sinn, dessen Ziel aber nicht er persönlich war: „[J]etzt wo du es ansprichst, ein Zivi, der hat das mal gebracht, da wurde das bei der Geschäftsleitung gemeldet und da warst du weg“ (29:53). Der Zivildienstleistende tönte Valke zu Folge: „Ach, den Laden hier samt den Behinderten, den sollte man vergasen und in die Luft jagen und weg damit“ (30:09), woraufhin er entlassen wurde. Ein wenig später im Gesprächsverlauf erwähnt Valke dann doch noch gegen ihn gerichtete stigmabezogene Abwertungen:

„[I]ch glaube, das werden noch viele erzählen, wenn du die Frage stellst, dass die nicht ganz für voll genommen werden, [...], gerade weil diejenigen meinen, sie sind Betreuer, sie haben studiert, [...], und sie halten für was Besseres, weil sie ganz oben sind * und meinen, weil unsereins hier arbeitet, kann er nichts, [...] ich will jetzt nicht sagen, dass das jeder macht, bei manchen Betreuern ist das so hier“ (34:57).

Wie auch bei Mell und Blom geschehen, kann Valkes Angabe weitgehender Gleichbehandlung bei Zutreffen des eingangs ausgebreiteten theoretischen Hintergrunds mit einiger Wahrscheinlichkeit als Ausdruck selektiver Wahrnehmung angesehen werden: Stellt geistige Behinderung tatsächlich ein Stigma dar und ist die Annahme, dieses sei handlungsleitend korrekt, so erscheint es als unwahrscheinlich, dass ein erwachsener Stigmaträger (Valke arbeitet in einer WfbM und beschreibt sich selbst als lernbehindert) keine bzw. kaum Stigmatisierung erlebt hat. Bezüglich dieser Aussage ist abermals zu betonen, dass den Interviewten keine Unehrllichkeit unterstellt wird, denn der Einsatz

⁷⁵ Name, wie erwähnt, geändert.

⁷⁶ TV4: *Keine Stigmatisierungserfahrung im Privatleben, auch in Werkstatt stellt Stigmatisierung eine Ausnahme dar. Allerdings Abwertung durch manche Betreuer*

der verschiedenen Techniken selektiver Wahrnehmung – falls er denn stattfand – führt der Theorie nach zur Verschleierung bzw. zum Übersehen von unangenehmen Inkongruenzen: So können Soziales und Privates Selbst vor Abwertung geschützt werden.

In Reaktion auf die von ihm beschriebenen Abwertungen grenzt Valke sich deutlich vom stigmatisierenden Betreuer ab:⁷⁷

„Den beachte ich gar nicht mehr, [...] wenn der mich dann mal ansprechen sollte, [...] dann würde ich sagen ‚Weißt du, dann brauchst du mich jetzt auch nicht mehr ansprechen [...], geh du deinen Weg, ich meinen Weg‘, und da würde ich gleich das Thema beenden“ (35:32).

Mithilfe des Interviewmaterials lässt sich allerdings nicht klar bestimmen, ob es sich hier um aktuelle oder lediglich hypothetische Abwehrreaktionen handelt – nutzt Valke im obigen Zitat doch sowohl Indikativ als auch Konjunktiv. Ob hier lediglich die Bereitschaft zum Einsatz einer konativen Identitätsstrategie oder deren tatsächliches Erfolgen festzustellen ist, ist somit unklar. Der Unterscheidung zwischen aktuellem und hypothetischem Handeln kommt in dieser Arbeit allerdings ohnehin keine große Relevanz zu: Von primärem Interesse ist *wie* Reaktionen auf Stigmatisierung ausfallen (würden). *Ob* Stigmatisierungen – bei deren Bemerken eine Reaktion unerlässlich ist: auch Tatenlosigkeit ist als solche zu betrachten – tatsächlich vorliegen ist dagegen zweitrangig. Da die Abwertung durch Werkstattbetreuer Valkes Angabe nach dessen einzigen Berührungspunkt mit Stigmatisierungen darstellt, sind alle folgenden Ausführungen als Beschreibungen hypothetischer Reaktionen auf stigmabezogene Abwertungen zu verstehen.

Valke beschreibt seine Reaktionsweise auf Stigmatisierungen als zweistufig. Zunächst würde er den Stigmatisierenden damit konfrontieren, dass diesem – aufgrund fehlender Bekanntschaft – überhaupt keine Abwertungsgrundlage vorliege: „[D]ann würde ich sagen, wie er dazu käme, mir das zu sagen, weil er mich ja gar nicht kennt“ (37:28).⁷⁸ Da Valke zum Schutz seiner Identität in Interaktion mit dem Stigmatisierenden tritt, ist die beschriebene Reaktion als konative Identitätsstrategie anzusehen. Ganz wie von Frey vorgezeichnet versucht er sein Gegenüber „davon zu überzeugen, daß das Bild, welches die anderen von ihm haben, nicht stimmt“ (Frey 1983, 76). Mit verbalen Mitteln, in Form der Aufforderung an den Stigmatisierenden sein Fremdbild zu reflektieren, wirkt Valke der in seinem Status wurzelnden Gefährdung seines Sozialen Selbst entgegen, womit bei Erfolg auch einer Irritation seines Privaten Selbst vorhergekommen wird. Das Gegenüber soll von der Illegitimität seines Handelns überzeugt werden: Die von alter ausgehende Abwertung ist auf

⁷⁷ TV5: *Reaktion auf Stigmatisierung zunächst bestehend aus Gespräch (Betonen fehlender Bekanntschaft und damit fehlender Abwertungsbasis), kann dieses die Stigmatisierung nicht überwinden, erfolgt ebenbürtige Beleidigung des Diskriminierenden. Klare Abgrenzung zu Stigmatisierenden*

⁷⁸ Ob Valke sich hier auf eine fehlende ‚tieferer‘, sprich intime Bekanntschaft oder ein generelles Miteinanderbekanntsein bezieht ist nicht klar.

inkorrekte Vorurteile gestützt und eine Einstellung der Stigmatisierung deshalb angebracht. Oben wurde die Unterscheidung zwischen direkten und indirekten Handlungsstrategien getroffen. Das vorliegende stigmatisierungsbezogene Handeln Valkes kann als direkte Handlungsstrategie verstanden werden, da es die Einstellung der Stigmatisierung nicht über eine selbstdarstellungsvermittelte Überzeugung des anderen von der Unrichtigkeit seines Verhaltens zu erreichen versucht, sondern der Abwertende durch ein verbal vermitteltes Argument von der fehlenden Berechtigung zur Stigmatisierung – damit von der vorläufigen Einstellung dieser – überzeugt werden soll. Bei der Unterscheidung der beiden Handlungsstrategieformen steht der Begriff der Selbstdarstellung im Vordergrund. Diese spielt hier keine besondere Rolle (Einfluss nimmt sie natürlich in jeder Interaktion)⁷⁹. Es ist mehr oder weniger unerheblich, ob Valke sein Argument fehlender Berechtigung fernmündlich, postalisch, in eine Theaterdarbietung gehüllt oder wie vollzogen im direkten Gespräch vorbringt: Im vorliegenden Fall des Strebens nach der Verhinderung von Stigmatisierung geht es um den *Inhalt* der überbrachten Nachricht, nicht um die *Form* der Vermittlung dieser.

Die betrachtete Reaktion Valkes kann nicht nur als konative, sondern ebenfalls als kognitive Identitätsstrategie angesehen werden: Sein Argument der fehlenden Abwertungsfundamentierung kann nicht nur auf sein Gegenüber, sondern auch auf das eigene Verständnis bezogen verstanden werden. Die Idee, Stigmatisierungen seien nur dann legitim, wenn auch eine Bekanntschaft vorliegt, entkräftet schon in einem ersten Schritt einen bedeutenden Teil von Abwertungen, nämlich alle, die nicht von als bekannt definierten Personen ausgehen. Das weitere Potential dieser Verteidigungsstrategie, Schritt Zwei, ist vom aktuellen Selbstbild abhängig: Blickt der Argumentierende positiv auf seine eigene Person, so wird er davon ausgehen, dass Menschen die ihn *wirklich* kennen ebenso eine wertschätzende Fremdsicht annehmen. Bei Menschen mit negativer Selbstsicht – diese ist dem hedonistischen Prinzip zufolge im Absolut unwahrscheinlich –, bietet sich nur der erste Schritt an.

Sollten die auf Erklärung setzenden Handlungsstrategien nun den erhofften Erfolg vermissen lassen, würde Valke seiner Aussage nach nicht etwa kleinbegeben oder sich zurückziehen. Ganz im Gegenteil hält er ein aggressiveres Vorgehen für angebracht:

„Und wenn er dann kommen würde und sagen würde, ich sehe so aus [auf das Stigma Behinderung rekurrierend], dann würde ich sagen: ‚Guck du dich erst mal im Spiegel und guck mal wie du aussiehst, du siehst noch beschissener aus wie ich‘. So, so, also ich würde da knallhart sein“ (37:40; Anmerk. D.F.).

⁷⁹ Siehe dazu Goffman 1969.

Diese verstärkende Umkehrung der beleidigenden Abwertung ist im Sinne einer direkten Handlungsstrategie zu verstehen. Ziel der Identitätsstrategie scheint hier ein konkreter Inhalt zu sein, nämlich den Abwertenden unangenehme Folgen seines Handelns spüren zu lassen. Die Form der erfolgten Reaktion ist dabei zweitrangig: Ziel der Handlungsstrategie ist es nicht etwa, den Stigmatisierenden durch die bloße Vorstellung eines vielfältigen Beleidigungskatalogs zur anerkennenden Einstellung der Abwertung zu bewegen; nicht die Vorführung besonderer ‚Kraftausdrucksjonglage‘, sondern die unangenehme Erfahrung Ziel dieser zu sein, ist Motor der verwendeten Handlungsstrategie. Hierbei wird davon ausgegangen, dass Valke dies in seiner emotionalen Reaktion nicht bewusst ist. Er wird vor allem seiner Wut Luft machen wollen und den anderen wahrscheinlich um der Heimzahlung selbst willen verletzen wollen. Dennoch erfüllt eine solche Beleidigung die gerade ausgeführte Funktion: Sie dient dem Schutz des Sozialen Selbst und ist damit direkte, weil inhaltsbasierte Handlungsstrategie.

Neben diesen konativen Identitätsstrategien macht sich Valke auch weitere kognitive nutzbar.⁸⁰ So erkennt er Menschen, die andere stigmatisieren, das zur korrekten Fremdbewertung notwendige Wissen – und damit die Legitimation zu dieser – ab: Ihm zufolge sind Stigmatisierende „Leute, die keine Ahnung haben“ (36:46). Durch diese Uminterpretation der Situation wird den Abwertenden die Berechtigung für ihr Tun entzogen, dessen Wirkkraft damit geschwächt bzw. aufgelöst. Eben diese Funktion erfüllt auch die charakterbezogene Entwertung der Stigmatisierenden. Durch deren Betrachtung als „intolerant und hochnäsiger“ (37:01) wird ihnen die Autorität zur Bewertung anderer zu entziehen gesucht – und damit das eigene Selbst geschützt. Eventuelle Stigmatisierungen können somit als haltlos abgewehrt werden.

Valkes Arbeitstätigkeit taucht bezüglich seiner Reaktion auf Stigmatisierungen ausschließlich dort auf, wo explizit der Fall einer Abwertung seiner Arbeit konstruiert wird. Anders als bei Blom dienen seine Arbeitstätigkeit und vor allem -fähigkeit aber selbst in diesem Fall nicht als stützendes Element der angewandten Identitätsstrategien, sie sind lediglich Thema dieser.⁸¹ So nutzt der von Valke beschriebene Versuch der Stigmatisierungsabwehr nicht etwa das Argument überlegener Arbeitsfähigkeit für seine Zwecke, sondern bezieht sich, wie auch schon bei der Interpretation der bisher erkannten Identitätsstrategien festgestellt, auf die fehlende Berechtigung der erlittenen Abwertung: „Also, ich würd dann sagen: ‚Mach es besser, und wenn du es besser kannst, dann mach es weiter, dann mach ich es eben nicht mehr, dann mach ich was anderes““ (25:31). Valkes Reaktion lässt sich zunächst als konative, weil interaktionsvermittelte Identitätsstrategie verstehen: Zum Ziel der Vermeidung der Abwertung des Selbst wird verbal auf den Stigmatisierenden eingewirkt. Dieser

⁸⁰ TV7: *Stigmatisierung ist illegitim, Stigmatisierende sind moralisch verfehlt*

⁸¹ TV6: *Bei Abwertung der Arbeitsfähigkeit Aufforderung zum Beweis höherer eigener Arbeitsfähigkeit, Kritik ansonsten illegitim*

soll von der Unbesonnenheit und damit von der vorläufigen Illegitimität seiner Bewertung überzeugt werden. Da auch hier wieder der Inhalt, das Argument, und nicht die Form, die Selbstdarstellung, als strategietragend angesehen wird, ist die vorliegende Handlungsstrategie als direkt zu verstehen. Zudem wohnt Valkes Handeln aber auch die Qualität einer kognitiven Identitätsstrategie inne: Insofern er selbst tatsächlich von der vorläufigen Unberechtigung der Stigmatisierung überzeugt ist, richtet sich sein Argument gleichfalls an ihn selbst. Die durch die Abwertung erzeugten unangenehmen Inkongruenzen werden so abzuwehren gesucht. Die Begründung der gerade betrachteten Aufforderung zum Beweis höherer Arbeitsfähigkeit bei Übernahme der Arbeit Valkes lässt sich hingegen fraglos als rein kognitive Identitätsstrategie bezeichnen, rechtfertigt Valke seine Reaktion auf die abwertende Kritik doch nicht vor dem Stigmatisierenden, sondern vor sich selbst:

„Weil erst immer äh, äh, äh, wenn vor, wenn mir einer sagen würde, ähh: ‚Deine Arbeit, wie du arbeitest ist nicht gut‘, dann muss derjenige das erst mal besser können, damit er das überhaupt behaupten kann, weil du kannst nicht einfach aus dem Stehgreif behaupten: ‚Du arbeitest nicht gut‘, weil das eine Verleugnung ist und das äh ** geht nicht“ (25:31).

Abermals delegitimiert Valke identitätsgefährdende Zuschreibungen mit dem Verweis auf deren fehlende inhaltliche Grundlage. Da dies selbstbezogen geschieht ist seine Reaktion als kognitive Identitätsstrategie anzusehen.⁸²

Wie schon beschrieben verwendet Valke weder seine Arbeitstätigkeit noch -fähigkeit zur Untermauerung seines Anspruchs auf Gleichbehandlung. Dies ist interessant, scheint sein Bezug zur ausgeübten Beschäftigung, wie auch die Einschätzung des eigenen Arbeitsvermögens, doch nicht erkennbar negativer als Bloms auszufallen. So bemisst Valke, ebenso wie sein Kollege aus der Tischlerei, die eigenen Fähigkeiten als hoch.⁸³ Er erklärt: „Also, wenn du hier arbeitest und kannst was, dann bist du gleich der Erste der gearscht ist, dann ist, dann verlassen sich die Betreuer nur auf dich“ (00:56). Dass Valke hiermit eine Selbstbeschreibung – als Leistungsträger – liefert, verdeutlicht seine Selbstzuschreibung besonderer fähigkeitsbasierter Stellung in der Werkstatt:

„[W]enn man zum Beispiel richtig viel Arbeit hat kann es sein, dass dann Leute zum Beispiel kommen und sagen ähh: ‚Kannst du mal das machen? [...]‘, [...] dann waren sie schon beim Gruppenleiter, der wieder schickt sie zu mir, weil ich ja auch hier einen Ameisenschlüssel [Führerschein für ein Flurfahrzeug] habe und ich bin dann ja auch dafür zuständig“ (12:48; Anmerk. D.F.).

⁸² Die Meta-Ebene eines möglichen Bezugs auf den Interviewer und dessen Sicht auf den Interviewten soll hier aus pragmatischen Gründen nicht betreten werden.

⁸³ TV1: *Körperliche und geistige Überlegenheit den Kollegen gegenüber führt zu Einnahme einer verantwortungsbeladenen Sonderrolle in der Werkstatt*

Besonders im Vergleich zu seinen Kollegen zeigt sich Valkes Selbsteinschätzung als guter – genauer: besserer – Werkstattarbeiter. So erklärt er, seine Vorgesetzten brächten ihm viel Vertrauen entgegen. Dies sei zwar „kein schlechtes Gefühl, nur ich komm mir dann immer vor wie * bevorzugt, weil äh, die anderen können das nicht“ (01:20). Weiter scheint Valke die an diese Überlegenheitsbeschreibung anschließende Frage nach Einnahme einer Sonderrolle in der Werkstatt nicht zu überraschen, er reagiert erfreut auf diese: „Sieht man, ne? Dir fällt das auf, ne?“ (13:23). Das subjektive Einnehmen einer Sonderrolle folgt nicht etwa aus besonderer persönlicher Erfahrung oder Charisma: Valke begründet seine Bedeutung in der Werkstatt mit seinen (höheren) kognitiven und physischen Fähigkeiten, also der just beschriebenen hohen Arbeitsfähigkeit. So sieht er den Unterschied zwischen ihm und seinen Kollegen – bei genereller Gleichwertigkeit⁸⁴ – eben hier, in seinen Fähigkeiten, seinem Arbeitspotential liegen: „[I]ch bin körperlich und geistig denen überlegen“ (14:14). Sein Werkstattstatus erscheint ihm in Anschluss daran als zwangsläufig, da eben fähigkeitsbasiert: „[I]ch will nicht irgendwie was Besseres sein, ich will, also, aber ich kann da ja auch nichts für“ (13:53). Eben wie Blom spricht sich Valke also eine ausgeprägte Arbeitsfähigkeit zu. Deren Charakter als besonders hoch stellt er immer wieder in Kontrastierung zu seinen als weniger befähigt dargestellten Kollegen hervor.

Nach dieser Feststellung überrascht die Beschreibung von Valkes Verhältnis zu seiner Arbeit wenig – es fällt positiv aus.⁸⁵ So erklärt Valke zunächst: „[D]ie Arbeit, die ich da jetzt mache, die macht mir Spaß“ (16:24). Er fällt dabei aber nicht in Euphorie, sondern schränkt schon ein wenig später ein: „Spaß macht's mir auch, aber ich will nicht sagen, hurra, Arbeit, juhu“ (20:16). Vor allem sei er „froh, dass ich Arbeit habe“ (20:00), denn ohne diese, fiele ihm das Leben schwer. Langeweile würde sich breit machen, ihm etwas fehlen. Dies illustrierend erinnert Valke sich an eine langfristige Krankschreibung. Die erste Zeit sei erträglich gewesen, dann sei aber schnell Tristesse eingetreten:

„Dann gehst du schon morgens um acht irgendwo in eine Bäckerei, trinkst einen Kaffee, das machst du dann eine Woche lang und dann hängt dir das auch zum Hals raus. [...] [O]hne Arbeit, das geht gar nicht. Das kann ich nicht“ (18:58).

Valkes ohnehin schon positives Verhältnis zu seiner Arbeitstätigkeit wird durch die von ihm vorgenommene Normalisierung der in der WfbM geleisteten Arbeit weiter aufgewertet.⁸⁶ Er erklärt, die Arbeit in der Möbeltischlerei sei nicht nur „anstrengend“ (09:27), auch gälten professionelle, produktivitätsorientierte Arbeitsansprüche. Unterliefen beispielsweise unnötige Fehler, würde dies

⁸⁴ Valke: „Aber die sind deswegen nicht gleich schlechter oder so, es sind eben auch Leute, aber die können das eben nicht so schnell“ (17:32).

⁸⁵ TV2: *Positives Verhältnis zu Arbeit in Werkstatt – Leben ohne Arbeit nicht vorstellbar*

⁸⁶ TV3: *In Lübbecker Werkstätten zwar mehr Freiraum für Arbeiter als in anderen Werkstätten, aber dennoch professionelle Ansprüche und Belastungen*

von den Vorgesetzten angesprochen und eine Verbesserung erwartet: „Dann gibt es wirklich einen ernsten Ton und dann wird gesagt: ‚So nicht‘, und da wird nicht gesagt: ‚Ach, du armer Junge hast falsch gemacht“ (08:03). Bei alledem seien sei die Arbeitsatmosphäre in den Lübbecker Werkstätten im Großen und Ganzen lockerer als anderswo, so hätten die Angestellten beispielsweise mehr Freiraum und Freizeit. Müsse aber ein Zeitplan erfüllt werden, würden die Zügel angezogen:

„Wenn es wirklich hart auf hart kommt, dann kann es auch sein, dass wir nicht geschont werden, [...] es gibt auch Tage, da steht Andreas [der Vorgesetzte] also hinter uns und: ‚Seid ihr schon fertig? Wie viel müsst ihr noch?‘, und: ‚Jetzt macht mal, und das soll noch fertig werden“ (10:50; Anm. D.F.).

Mit dieser Beschreibung der WfbM als durchaus leistungs- und produktionsorientiert nimmt Valke eine Aufwertung seiner Arbeitseinrichtung vor – gilt doch das Leistungsprinzip. So erscheint die hier verrichtete Arbeit nicht sichtbar schlechter, als die andernorts erbrachte. Wird dieser Schluss mit der oben festgestellten Selbsteinschätzung als Leistungsträger seiner Abteilung in Verbindung gebracht, so liegt die Feststellung einer hohen Bedeutung von Valkes Arbeitstätigkeit für seinen identitären Selbstbezug nahe: Ist arbeitsförmige Leistung, wie in Abschnitt 2.4 beschrieben, in modernen Gesellschaften doch als Hauptquelle von Anerkennung anzusehen. Diese wiederum ist für eine gelungene Identitätsbildung und -bewahrung unerlässlich. Der gerade getätigten Interpretation zufolge müssten Valkes Arbeitstätigkeit und -fähigkeit so eine gewichtige Ressource seines identitären Selbstbezuges darstellen, scheint er sich doch als Leistungsträger in der WfbM und diese als mit regulären Werkstätten vergleichbar anzusehen. Bei Blom wurde ein ganz ähnlicher Schluss hinsichtlich der identitätsbezogenen Bedeutung seiner Arbeit gezogen. Die Frage danach, warum Valke sich die Ressource Arbeit, ganz im Gegenteil zu Blom, nun nicht innerhalb seiner Identitätsstrategien zu Nutze macht, erscheint zwar als hochspannend, kann an dieser Stelle nicht beantwortet werden.

Nach der Untersuchung der von Valke eingesetzten Identitätsstrategien und der Rolle seiner Arbeit(stätigkeit) innerhalb dieser, wird sich nun der Kategorie der Behinderung zugewandt: Welche Qualität kommt dieser bezüglich Valkes identitären Selbstbezug zu? Hier ist zunächst auffällig, dass Valke eine generelle Definition von Behinderung schwerfällt. Um diese gebeten zählt er lediglich verschiedene Behinderungsarten auf, ehe er schließt: „[A]ber besser kann ich es dir auch nicht erklären * wo willst du da ansetzen?“ (32:42).⁸⁷ Die Kategorie Behinderung erscheint hier als komplex und schwer fassbar. Sicherer ist sich Valke bei der Bewertung von Behinderung. Diese sei „eigentlich was Gutes [...]. Weil da weiß man, wo seine Schwächen sind und die kann man vielleicht noch ein bisschen * aufarbeiten“ (30:42). So bestünde der Unterschied zwischen behinderten und nicht-

⁸⁷ TV8: *Behinderung ist schwer zu definieren, sie ist aber als etwas Positives anzusehen, da sie die eigenen Schwächen bewusst macht und damit deren Bearbeitung ermöglicht*

behinderten Menschen vor allem im geringeren „Selbstbewusstsein und [...] Selbstwertgefühl“ (28:18) ersterer – und nicht primär in geringeren Fähigkeiten.⁸⁸ Valke zufolge traue ein behinderter Menschen „sich nicht so ganz an die Sache ran, [...] er ist ängstlich“ (28:18). Diese furchtvolle Zurückhaltung verhindere ein Beweisen der eigenen Fähigkeiten:

„[E]s gibt genug Leute, die können das und sie versuchen es, aber die haben dann noch so [Angst], zum Beispiel von den Arbeitskollegen, die könnten da dann wirklich ausgelacht werden so wie: ‚Ha, du kannst das nicht, stell dich doch nicht so blöd an‘, und dann kriegen die Angst und dann machen sie es nicht mehr“ (29:03; Einschub D.F.).

Indem Valke Behinderung und die mit ihr einhergehenden Einschränkungen nicht vornehmlich im als behindert klassifizierten Subjekt verankert, sondern vielmehr in Stigmatisierungen durch die soziale Umwelt wurzelnd, ansieht, wertet er den Behinderungsbegriff auf. Die Interpretation von Behinderung als etwas Positivem, weil die Möglichkeit zur Selbstreflexion und -verbesserung anbietend, verleiht dieser, wenn man so will, Entstigmatisierung des Begriffs – und damit aller mit ihm Bezeichneten – Nachdruck. In diesem Sinne kann Valkes Behinderungsbild als Ausdruck einer kognitiven Identitätsstrategie verstanden werden: Indem er Behinderung einer Nicht-Behinderung mehr oder weniger gleich stellt (Einschränkungen als behindert Bezeichneter wurzeln meist in Angst vor Stigmatisierung, nicht in Unvermögen) bzw. sogar überstellt (Behinderung ermöglicht Selbstreflexion) delegitimiert er jegliche auf eine Behinderung rekurrierende Abwertungen seiner Person, dies gilt besonders, da Valke sich selbst als lernbehindert bezeichnet.⁸⁹ Unangenehme Inkongruenzen werden so ausgeschaltet, die Wahrscheinlichkeit positiver Selbstsicht erhöht. Der Behindertenbegriff ist unter Berücksichtigung dieser Schlüsse zwar nicht als Ressource beim Streben nach möglichst positiver Selbst-Erfahrung zu verstehen, Valke nimmt ihm aber den Charakter einer Identitätsgefährdung. Da dies vermittels kognitiver Erklärungsvorgänge abläuft, ist der Einsatz einer Identitätsstrategie feststellbar.

Aus der Interpretation des ausgewerteten Interviewmaterials kann geschlossen werden, dass Valke sowohl kognitive als auch konative Identitätsstrategien zum Einsatz bringt bzw. im Fall einer Stigmatisierung einzusetzen gedenkt – somit legt auch die Auswertung der vom dritten Interviewten beschriebenen Reaktion auf Stigmatisierungen die Ungültigkeit der Stigma-Identitäts-These nahe. Hierbei ist Valkes Arbeitstätigkeit in der WfbM, besonders aufgrund von seiner Selbstsicht als guter, seinen Kollegen überlegener Arbeiter, als einer positiven Selbstsicht förderlich anzusehen.

⁸⁸ TV9: *Unterschied zwischen nicht-behinderten und behinderten Menschen besteht in positiveren Selbstbezug der nicht-behinderten. Behinderte Menschen sind oft – nicht aufgrund mangelnder Fähigkeiten, sondern aus Angst vor Spott – ängstlich und zaghaft*

⁸⁹ TV10: *Selbstverständnis als selbstständig und unabhängig, dies jedoch bei der eigenen Lernbehinderung einspringenden Einschränkungen*

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die Feststellung, dass Valkes Arbeit(stätigkeit) allerdings keinerlei untermauernde Verwendung in den identifizierten Identitätsstrategien findet – ganz anders als Blom setzt er die Ressource Arbeit nicht als Element der Stigmatisierungsabwehr ein. Der Kategorie der Behinderung, also auch der eigenen (Lern-)Behinderung, kommt dagegen ganz wie bei Blom kein identitätsgefährdender Charakter zu. Als einziger der Befragten sieht Valke Behinderung – im völligen Gegensatz zu Mell – als etwas Positives an, behinderte und nicht-behinderte Menschen unterscheiden sich für ihn vor allem durch die unterschiedliche erfasste Stigmatisierung.

4.4 Linda Wern

Linda Wern⁹⁰ berichtet als einzige der vier Interviewten vom Erleiden massiver Stigmatisierung. Nach eigener Aussage habe sie in fast allen Lebensbereichen behinderungsbezogene Abwertungserfahrungen gemacht.⁹¹ Beispielsweise berichtet sie von einem Schulkameraden „der mich bis auf's Blut gereizt hat * und geneckt hat“ (17:50). So auch im Arbeitsleben: Bevor die 32-Jährige vor einigen Jahren in der Möbeltischlerei der Lübbecker Werkstätten eingestellt wurde, arbeitete sie in regulärer Anstellung, unter anderem in einem Altenheim. Hier sei sie „nur gemobbt worden“ (06:22), ihre Arbeitskollegen hätten sie mit falschen Anschuldigungen überhäuft, sie der Lüge bezichtigt. Die erfasste feindselige Behandlung führt Wern auf ihre Behinderung zurück:

„[D]ie mussten mir viel erklären, weil ich mir nicht * ich habe [...] eine Behinderung, ich kann mir nicht lange was merken, also, man kann mir was zeigen und dann habe ich das gleich wieder vergessen. Und, ähm, da war das halt auch eben so, dass ich mehr, dass mir das aufgezeigt werden musste, und die waren halt so ungeduldig“ (10:13).

Auch nach dem Wechsel der Arbeitsstelle sei sie während der Einführungszeit in den Lübbecker Werkstätten weiterhin Opfer von Stigmatisierungen gewesen: Ausgegangen seien diese von „Leute[n], die hier auch ein Praktikum gemacht haben * und die sind dann auch mit zwei Leuten auf mich * und haben mich gemobbt, * geärgert“ (19:33). Auch im öffentlichen Leben erfahre Wern immer wieder stigmabezogene Abwertung ihrer Person. Diese gehe allerdings nur von Fremden, nicht von Bekannten aus: „Die Leute, die mich kennen, [...] die akzeptieren meine Behinderung. Aber Leute, [...] die mich nicht kennen, die sprechen mich auch schon mal an oder beleidigen mich oder hänseln mich“ (16:40). Immerhin habe das Mobbing in der WfbM durch Einschreiten des angeschlossenen Sozialdienstes ein Ende gefunden, Wern sei an ihrem Arbeitsplatz jetzt keinerlei Stigmatisierung mehr ausgesetzt. Sie sieht sich da „angekommen, [...] wo ich wirklich auch so akzeptiert werde, wie ich bin“ (08:12). Ihre Behinderung stelle in den Lübbecker Werkstätten nicht

⁹⁰ Name, wie erwähnt, geändert.

⁹¹ LW5: *Stigmatisierungserfahrungen in nahezu allen Lebensbereichen (Arbeit, Schule, Öffentlichkeit) mit Ausnahme des sozialen Nahbereichs gemacht – heute auch in WfbM keine Stigmatisierung mehr*

weiter Anlass zur Stigmatisierung dar: „Man hat eine Behinderung, man weiß es, aber man wird nicht gehänselt“ (06:13).

Wurde die Erklärung der drei bisher vorgestellten Werkstattarbeiter kaum oder gar keine Stigmatisierungserfahrung gemacht zu haben – bei Zutreffen zweier theoretischer Grundannahmen dieser Arbeit – als kognitive Identitätsstrategie interpretierbar beschrieben, so erscheint dies bei Wern zunächst als unzutreffend, berichtet sie doch eingehend von erlittener Stigmatisierung. Bei näherem Hinsehen lassen sich aber doch zwei Ansatzpunkte für die bei ihren Kollegen getroffene Vermutung finden. Ihre Beschreibungen der völligen Stigmatisierungsfreiheit durch Bekannte und neuerdings auch im Arbeitsleben lassen sich womöglich nicht widerspruchsfrei mit den eingangs getroffenen Annahmen zum handlungsleitenden Stigmacharakter von Behinderung vereinbaren. So berichtet ihr Abteilungskollege Valke von Stigmatisierung durch einige Werkstattbetreuer. Falls diese existent und auch gegen seine Kollegin Wern gerichtet sein sollten, wäre deren Beschreibung harmonischer Arbeitsatmosphäre als eine, die Abwertungen uminterpretierende oder ausblendende, kognitive Identitätsstrategie interpretierbar. Ebenso verhält es sich mit der beschriebenen Gleichbehandlung durch Bekannte. Gerade wenn das erwähnte Miteinanderbekanntsein für Wern schon bei losen Kontakten und nicht erst bei engen Beziehungen beginnen sollte⁹² – was nicht erfragt wurde –, ist ein Ausblenden oder Uminterpretieren von Abwertungen als nicht unwahrscheinlich anzusehen, wird eine geistige Behinderung in dieser Arbeit doch als Stigma und damit handlungsleitend, sprich durchschlagskräftig angesehen. Anhand der vermehrten Verwendung von Konjunktiven innerhalb dieser Überlegungen lässt sich allerdings deren wenig zwingender Charakter ablesen. Hier fügt sich auch die Vermutung, dass die Mitarbeiter einer explizit für Akzeptanz und Anerkennung von behinderten Menschen eintretenden Einrichtung, wie der besuchten⁹³, schon aus Interesse an Aufrechterhaltung ihres Arbeitsvertrages auf Stigmatisierung verzichten, passend ein.⁹⁴ Der Einsatz selektiver Wahrnehmung bei Werns Beschreibung der Behandlung durch die soziale Umwelt kann darum nur vermutet werden.

Wern berichtet, sie erführe die erlittene Stigmatisierung als sehr belastend. Die behinderungsbezogenen Abwertungen machten sie „[t]raurig“ (07:14), und führten zu „Wut“ (09:22).⁹⁵ Das Mobbing durch die beiden Praktikanten hätte sie gar „kurz vor[s] nervliche[]

⁹² Enge Vertraute werden nach Goffman als „Weise“ angesehen – von ihnen ist in der Regel keine Stigmatisierung zu befürchten (vgl. Goffman 1967, 40ff).

⁹³ Siehe hierzu die Satzung des Trägervereins der Lübbecker Werkstätten, der *Lebenshilfe Lübbecke* unter http://www.lebenshilfe-luebbecke.de/uploads/media/LH_Satzung_10_2010.pdf (zuletzt abgerufen am 18.10.2012).

⁹⁴ Nicht explizit geäußerte, aber unterschwellig vermittelte Stigmatisierung, wie die von Valke beschriebene abschätzige Behandlung durch manche Betreuer, ist allerdings schwer nachzuweisen und damit für den Stigmatisierenden wenig risikoreich.

⁹⁵ LW10: *Aus Stigmatisierung erwächst schwerwiegende psychische Belastung*

Zusammenklappen“ (20:31) gebracht. Genau wie ihre in den vorherigen Abschnitten vorgestellten Kollegen ergibt sich Wern den abwertenden Angriffen auf ihre Identität aber nicht ohne Gegenwehr. So lässt sich im analysierten Interviewmaterial mehrfach auf den Einsatz handlungsbasierter Identitätsstrategien schließen. Dabei kommt den als angewandt beschriebenen Handlungsstrategien in Abhängigkeit von der jeweiligen Selbstbeschreibung Werns ganz unterschiedlicher Charakter zu.

Auf der einen Seite stellt Wern sich als introvertiert und zurückgezogen, als „stiller Mensch“ (06:57) dar: „[I]ch bin [...] zurückziehend und rede nicht gern“ (09:31). An diese Selbstbeschreibung schließt eine Bestätigung des Einsatzes defensiver Reaktionen auf Stigmatisierung an.⁹⁶ Würde sie, wie im Altenheim, stigmabezogen diskriminiert, dann „nehme [sie] das hin und gehe weg“ (07:05; Einschub D.F.). Die Frage nach ihrer Reaktion auf Stigmatisierung in der Öffentlichkeit beantwortet sie mit der vermutenden Beschreibung der gleichen Handlungsbeschreibung: „Ich würde wahrscheinlich auf Durchzug schalten, also einfach weitergehen und * äh, gar nicht drauf reagieren“ (09:08). Wern gibt hier also an, Stigmatisierung ignorierend und ausweichend zu begegnen. Das Ignorieren ist allerdings nicht im Sinne eines ‚mentalen Ausblendens‘, sondern vielmehr in Form eines ‚im Handeln nicht auf die Stigmatisierungen Eingehens‘ zu verstehen. Es handelt sich damit nicht um eine kognitive, sondern konative Identitätsstrategie. Diese fügt sich nicht in das bisher verwendete Schema direkter und indirekter Handlungsstrategien ein, da ihr Ziel nicht das Einstellen der Stigmatisierung durch die soziale Umwelt ist, sondern lediglich die Verhinderung bzw. Verminderung der eigenen Abwertungsaussetzung. Das vorliegende, wenn man so will, aktive Ignorieren von Stigmatisierungen ist dennoch als Handlungsstrategie nach Frey zu verstehen, da unangenehme Inkongruenzen handelnd abzuwehren versucht werden. Auch der von Wern genannte Rückzug aus stigmatisierungsgeprägten sozialen Situationen ist eine Handlungsstrategie, zählt Frey doch auch den „Abbruch der Interaktionsbeziehungen“ (Frey 1983, 77) als diesen zugehörig zu.⁹⁷

Ein ganz anderes, nämlich offensives Bild der Stigmatisierungsabwehr zeigt sich im Anschluss an eine zweite Selbstbeschreibung Werns. Diese steht in krassem Gegensatz zur obigen: „Also, ich bin eigentlich mehr der aufbrausende Mensch, [...] ich ärgere mich schnell und reagiere dann auch darauf * und [...] sage dann da auch meistens was zu“ (17:05).⁹⁸ Hier berichtet Wern, sich in Stigmatisierungssituationen nicht zurückzuziehen, sondern zunächst zu versuchen diese durch ein Gespräch mit den Abwertenden aufzulösen – sie fordere dazu auf die stigmatisierende Behandlung „doch bitte [zu] unterlassen“ (17:10). Bei arbeitsbezogener Abwertung reagiere sie wie folgt: „Ich

⁹⁶ LW6: *Selbstbeschreibung als schweigsam und zurückgezogen: Defensiv Reaktion auf Stigmatisierung (Ignorieren, Rückzug und Ausweichen)*

⁹⁷ Inwiefern es sich bei diesen beiden um einen dritten, ausweichenden Typus der Handlungsstrategien handelt wird hier aus pragmatischen Gründen nicht weiter diskutiert.

⁹⁸ Wie dieser absolute Kontrast der Selbstbeschreibungen zu erklären ist, ist unklar, wobei die Ursache mangelhaften Befragungsvorgehens ausgeschlossen wird.

würde demjenigen sagen, dass er sich die Arbeit erst mal angucken sollte [...] bevor er ein Urteil abgibt“ (14:42). Diese Aufforderungen sind als direkte Handlungsstrategien anzusehen, da sie, ohne groß auf die *Form* ihrer Artikulation aufzubauen, in ihrem Inhalt auf die (vorläufige) Einstellung stigmabezogener Abwertungen ausgerichtet sind. Eine Bedrohung des (Sozialen sowie Privaten) Selbst durch unangenehme Inkongruenzen wird so zu verhindern, die Möglichkeit positiver Selbsterfahrung zu bewahren gesucht.

Kann diese Funktion durch die gerade als solche identifizierten verbalen Handlungsstrategien nicht erfüllt werden, ergebe sich Wern längst nicht in eine Opferrolle – ganz im Gegenteil. So erklärt sie: „[W]enn die dann nicht aufhören, dann werde ich richtig wütend und dann kann das auch schon mal passieren, dass ich dann * handgreiflich werde“ (17:31). Hier ist zu beachten, dass der Einsatz von Gewalt bei Scheitern verbaler Abwehrversuche längst nicht zwangsläufig erfolgt. Ihrem zu Beginn dieses Abschnitts erwähnten Klassenkameraden habe Wern aber beispielsweise eine Ohrfeige verpasst. Wie auch der Schlag Mells kann diese offensive Reaktion auf eine Stigmatisierung als direkte, weil abermals nicht vorrangig auf die Form ihrer Erbringung, sondern auf den Effekt ihrer Wirkung gestützte Handlungsstrategie angesehen werden. Wovon das Erfolgen einer gewalttätigen Reaktion abhängig ist, kann aus dem Interviewmaterial heraus nicht näher erklärt werden.

Fühlt Wern sich angesichts gegen sie gerichteter Stigmatisierungen hilflos – sieht sie den Einsatz verbaler sowie physisch-aggressiver Handlungsstrategien also als nutzlos oder nicht angebracht an – dann aktiviert sie nach eigener Aussage helfende Dritte: „[W]enn ich mich gar nicht mehr wehren kann“ (18:08), dann entscheide sie sich dafür, „dass ich mir dann Hilfe hole“ (ebd.). So hätten ihre Aufforderungen an die sie mobbenden Praktikanten das Ziel der Stigmatisierungsunterbindung verfehlt, die feindseligen Mitarbeitenden gar zu heftigerer Abwertung bewogen. Wern habe daraufhin den Sozialdienst der Lübbecker Werkstätten eingeschaltet, dieser dann in ihrem Sinne durchgegriffen: „Die haben richtigen Ärger bekommen die Personen“ (21:12) – und in Folge dessen sämtliche Stigmatisierungen eingestellt. Abermals lässt sich hier – den schon mehrfach benannten Gründen – eine direkte Handlungsstrategie ausmachen.

Unabhängig von Werns Selbstbeschreibung lässt sich im Analysematerial zudem auf den Einsatz kognitiver Identitätsstrategien schließen. So erkennt Wern Stigmatisierungen grundsätzlich jegliche Legitimation ab.⁹⁹ Es sei nicht rechtens einen Menschen abzuwerten, „wenn man den nicht kennt“ (07:35) – Wern verweist hier, wie auch schon in den bisher durchgeführten Fallinterpretationen mehrmals festgestellt, auf die fehlende Grundlage und damit Berechtigung der Abwertung. Auf

⁹⁹ LW8: *Stigmatisierung (in jedem Fall) illegitim, schon da die Stigmatisierenden die Stigmatisierten oft gar nicht kennen und somit nicht über sie urteilen können. Generell sollte aber ohnehin jeder Mensch so akzeptiert werden, wie er ist*

Nachfrage erweitert sie den Anspruch auf Gleichbehandlung auch für den Fall gegenseitiger Bekanntschaft: „[W]enn man weiß, wie man mit dem Menschen umgeht, dann sollte man ihn so akzeptieren, wie er ist und nicht noch diskriminieren“ (07:41). Auf Basis von Moralvorstellungen delegitimiert Wern so stigmabezogene Abwertungen. Dies geschieht nicht fremdbezogen und handlungsvermittelt, sondern in erklärendem Selbstbezug und ist damit als kognitive Identitätsstrategie anzusehen. Als solche lässt sich auch auf die Begründung der im vorherigen Absatz als Handlungsstrategie identifizierten Aufforderung, sich die Werkstattarbeit vor ihrer Abwertung erst einmal anzuschauen, verstehen: Bis dahin sei diese nicht in Ordnung, „weil, wenn er es nicht kennt, kann er es nicht beurteilen“ (14:42).

Dem identitären Selbstschutz Werns dient neben der generellen sowie der auf fehlendes Wissen bezogenen Ächtung von Stigmatisierungen auch die delegitimierende Erklärung dieser über im Abwertenden liegende Ursachen.¹⁰⁰ Wahrscheinlich, so Wern, würden Menschen andere abwerten, „weil sie mit ihrem Leben selber nicht klarkommen“ (19:04). Ihren Frust würden sie so nicht selten aus purer „Langeweile“ (19:08) – also ohne berechtigende Gründe – an anderen auslassen. Wern führt so auch die aktive Feindseligkeit der mobbenden Praktikantin auf deren eigene Probleme zurück: „Dieses Mädchen [...] hatte selber auch eine Behinderung, ja. Die ist psychisch krank gewesen oder ist psychisch krank, und ähm, kommt damit nicht klar [...] in ihrem Kopf“ (19:50). Mit erklärenden Beschreibungen wie diesen wird die Ursache von Stigmatisierung vom Stigmatisierten ausgelagert. Dieser lehnt die Rolle des Fehlerhaften ab, gibt sie gar an den Stigmatisierenden weiter und entkräftet die von diesem ausgehenden stigmabezogenen Abwertungen damit als grundlos und willkürlich. Unangenehme identitätsbezogene Inkongruenzen werden damit abgeschwächt bzw. aufgelöst, die Gefährdung positiver Selbstsicht infolgedessen minimiert. Die hier untersuchte Form der Reaktion auf Stigmatisierungsprozesse in Form eines nicht handlungsvermittelten, reflexiven Erklärungsversuchs ist als kognitive Identitätsstrategie nach Frey anzusehen.

Nach Untersuchung der von Wern eingesetzten Identitätsstrategien fällt auf, dass ihrer Arbeit(stätigkeit) keine Bedeutung in den festgestellten Versuchen der Stigmatisierungsabwehr zukommt. Lediglich im Fall konkreter Bemängelung der in der WfbM geleisteten Arbeit taucht diese in der reagierenden Handlungsstrategie auf. Deren argumentativer Kern besteht allerdings nicht in der Betonung der eigenen Arbeitsfähigkeit o.ä., sondern in der Hervorstellung der fehlenden Berechtigung der Abwertung aufgrund mangelnder Kenntnis. Eine identitätsstrategische Bedeutung von Arbeit konnte damit, wie auch bei Mell und Valke, in keiner Form festgestellt werden.

¹⁰⁰ LW9: *Die Gründe für Stigmatisierung liegen in den Stigmatisierenden selbst, diese lassen Unzufriedenheit mit ihrem Leben an anderen (bevorzugt Wehrlosen und Schwachen) aus*

Dies verwundert abermals, lässt sich aus dem analysierten Interviewmaterial doch das Bild eines deutlich positiven Arbeitsbezugs Werns gewinnen.¹⁰¹ So gibt diese an, hauptsächlich Montagearbeiten, die sie „gerne mache und die ich auch gut finde“ (10:37), durchzuführen. Bei der Verrichtung dieser Arbeit sei sie „mit den Fingern [...] sehr geschickt“ (01:40), die von ihr geleistete Arbeit habe dementsprechend hohe Qualität.¹⁰² So sagt Wern von sich selbst, sie könne „gut arbeiten“ (10:46). Bei diesem positiven arbeitsweltlichen Selbstbezug geht Wern von der – ihre Arbeitstätigkeit aufwertenden – Vorstellung der Gleichwertigkeit der in WfbM geleisteten mit der anderswo erbrachten Arbeit aus: Vermutlich gäbe „es keinen Unterschied [...] zwischen der Qualität von hier und von draußen“ (15:17).¹⁰³ Auch fühle sie sich in der besuchten Betriebsstätte wohl, da sie von allen Seiten akzeptiert werde und ihre Behinderung keinerlei Gründe für negative Behandlungsweisen darstelle.¹⁰⁴ Weder die die Qualität der in der WfbM geleisteten Arbeit, noch Werns Bezug zur eigenen Arbeitstätigkeit sind im vorliegenden Fall also als Identitätsgefährdungen zu verstehen. Dieses Potential geht auch der Arbeitsatmosphäre in der Werkstatt sowie Werns Einschätzung der eigenen Arbeitsfähigkeit ab, denn auch diese bedrohen eine positive Selbstsicht nicht. Der Gegenfall liegt vor: Mit der Bewertung der WfbM als anderen Werkstätten gleichwertig und der Erklärung, selbst gute Arbeit zu leisten, kommt Wern ein entlang des Leistungsprinzips legitimer Anspruch auf Anerkennung zu, erbringt sie doch arbeitsförmige Leistung. Arbeit kommt somit im letzten betrachteten Fall die Rolle einer Ressource bei der Identitätsbildung und -bewahrung zu. Warum diese nicht aktiv für die Stigmatisierungsabwehr – als Element von Identitätsstrategien – eingesetzt wird, kann an dieser Stelle nicht geklärt werden.

Abschließend ist die Rolle von Behinderung im Kontext von Stigmatisierungen zu betrachten. Anders als bei Mell scheint der Kategorie bei Wern kein identitätsgefährdendes Potential zuzukommen. Wern sieht in einer Behinderung weder etwas Gutes noch etwas Schlechtes, wie Blom und Valke nimmt sie eine (persönliche) Entstigmatisierung des Begriffs vor, befreit ihn im eigenen Verständnis von negativen Bedeutungen.¹⁰⁵ Eine Behinderung habe für die Behandlung eines Menschen keinerlei Bewandnis, sie sei „eigentlich egal“ (15:49). Mitmenschen müssten akzeptiert werden „wie sie sind, ob sie jetzt eine Behinderung haben oder nicht“ (16:04). Jeder habe gleichermaßen Respekt verdient, denn „[o]b sie eine Behinderung haben oder nicht, sind doch auch nur Menschen“ (16:09). Bei erster Betrachtung erscheint eine Behinderung für Wern, die sich selbst, wie oben belegt, als lernbehindert beschreibt, keinen identitätsgefährdenden Charakter zu haben. Diese Auflösung des abwertenden

¹⁰¹ LW1: *Positive Beziehung zur eigenen Arbeitstätigkeit in der WfbM*

¹⁰² LW2: *Selbstzuschreibung guter Arbeitsfähigkeit*

¹⁰³ LW4: *Vermutlich keine Qualitätsunterschiede der in der WfbM geleisteten Arbeit zur in anderen Werkstätten geleisteten – und dies bei lockereren Leistungserwartungen*

¹⁰⁴ LW3: *Fühlt sich in WfbM wohl, da akzeptiert*

¹⁰⁵ LW13: *Behinderung ist unwichtig, jeder Mensch verdient gleichermaßen akzeptiert zu werden*

Potentials des Behinderungsbegriffs kann, wie auch schon bei Blom und Valke, als kognitive Identitätsstrategie betrachtet werden.

Bei Abwendung des Blicks von der gerade fokussierten abstrakt-moralischen Akzeptanz, hin auf eine konkret-emotionale Ebene kommen aber Zweifel hinsichtlich dieses Eindrucks auf.¹⁰⁶ So berichtet Wern, sie habe „lange gebraucht [...] [ihre] Krankheit zu akzeptieren“ (22:21; Einschub D.F.). Ihre Akzeptanz scheint auch heute noch nicht vollständig zu sein: Wern erklärt, je mehr sie über ihre Behinderung spreche, desto „besser kann ich das auch für mich selber annehmen“ (ebd.). Trotz des gerade festgestellten Annehmens von Behinderung auf einer theoretischen Ebene, fällt die konkrete, gefühlte Anerkennung dieser schwer, Wern schildert sie als einen arbeitssamen Prozess. Dass dieser bei ihr noch nicht abschlossen ist, legt auch die von ihr zwar beklagte, aber immer wieder selbst getroffene deutliche Unterscheidung behinderter und nicht behinderter Menschen nahe.¹⁰⁷ Die Beschreibung ihrer Mitarbeiter als „seinesgleichen“ (06:05) oder das auf die Nicht-Behinderung des Interviewers abzielende Lob, dass „solche Leute wie du * sich überhaupt mit uns beschäftigen“ (11:24) fügen sich nicht passend in das von Wern gezeichnete Bild der Gleichwertigkeit behinderter und nicht-behinderter Menschen ein. Diesen Äußerungen scheint die Annahme objektiver oder sozial zugeschriebener Unterlegenheit behinderter Menschen innezuwohnen.

Im Fall Wern ist die Kategorie Behinderung so, anders als zunächst angenommen, offenbar nur eingeschränkt als nicht-identitätsgefährdend einzustufen: Grundsätzlich sieht Wern in (ihrer eigenen) Behinderung nichts Negatives. Dies in ihr tatsächliches Empfinden und Erfahren zu übertragen scheint ihr aber bisweilen schwer zu fallen. Das spricht für einen hohen Wirkungsgrad der in den theoretischen Vorüberlegungen vorgestellten Stigma-Theorie nach Goffman: Stigmavorurteile und die damit verbundene Abschätzung bestimmter Merkmale scheinen auch Stigmatisierte merklich in ihrer Selbst- und Fremdsicht zu beeinflussen – dies überrascht wenig, handelt es sich bei diesen doch ebenso um bei geltenden Normen und Werten Sozialisierte.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Wern als einzige der Interviewten von langfristiger und starker Stigmatisierung in fast allen Lebensbereichen berichtet. Ihre Erklärung, im Kontakt mit Bekannten sowie neuerdings auch auf der Arbeit keinerlei Stigmatisierung zu erfahren, kann allerdings – bei Gültigkeit des handlungsleitenden Charakters des Stigmas Behinderung – unter Umständen als kognitive, weil ausblendende Identitätsstrategie angesehen werden. Mehr Sicherheit bei der Einordnung bieten die von Wern beschriebenen handlungsbasierten Reaktionsweisen auf Stigmatisierungen. Hier scheint Wern zwei gegensätzliche Strategietypen – in Abhängigkeit von ihrer

¹⁰⁶ LW12: *Selbstbeschreibung als lernbehindert – Akzeptanz dessen war nicht leicht*

¹⁰⁷ LW11: *Deutliche und damit separierende Unterscheidung zwischen behinderten und nicht-behinderten Menschen leider sehr verbreitet – wird allerdings auch von Wern getätigt*

Selbstbeschreibung – anzuwenden. Stellt sie sich als introvertiert und zurückhaltend dar, fallen ihre Handlungsstrategie defensiv aus, beschreibt sie sich als impulsiv, schließen sich offensive Handlungsstrategien an. Neben diesen konativen setzt Wern wie beschrieben noch weitere kognitive Identitätsstrategien zum identitären Selbstschutz ein: Auch der vierte vorliegende Fall weist damit auf die Legitimität des Ablehnens der Stigma-Identitäts-These hin. Bei alledem ist Werns Arbeit(stätigkeit), da sie sich mit der Selbstbeschreibung als gute Arbeiterin in einer ebenbürtigen Werkstatt eine gute Leistungsfähigkeit und -erbringung zurechnet, als potentielle – jedoch nicht aktuelle – wertvolle Ressource ihrer Stigmatisierungsabwehr anzusehen. Auf einer abstrakt-moralischen Ebene scheint (ihre) Behinderung für Wern des Weiteren keine Identitätsgefährdung darzustellen, konkret hat sie aber, so legt das Interviewmaterial nahe, Probleme, diese vollständig zu akzeptieren – Behinderung scheint somit, falls kein derzeitiger, so doch ein möglicher Herd von unangenehmen identitätsbezogenen Inkongruenzen zu sein.

5 Fazit und Ausblick

In diesem letzten Kapitel der vorliegenden Forschungsarbeit soll Rückschau gehalten werden und der Versuch einer Beantwortung der eingangs gestellten Forschungsfrage nach dem Vorkommen und in Anschluss daran der Beschaffenheit möglicher Identitätsstrategien behinderter Menschen – mit Fokus auf die Bedeutung von Arbeit und Arbeitstätigkeit innerhalb dieser – erfolgen.

Eine erste auf den vorherigen Seiten getroffene Feststellung überrascht vor dem theoretischen Hintergrund dieser Arbeit: Lediglich Linda Wern gibt an, heftige, langfristige behinderungsbezogene Stigmatisierung erlitten zu haben. Die drei anderen Interviewten verneinen das Sammeln von Stigmaerfahrung entweder ganz (Blom) oder nennen lediglich einen oder wenige Fälle (Mell, Valke). Sollten die eingangs getroffenen Annahmen, dass Behinderung in der bundesdeutschen Gesellschaft ein Stigma darstellt und dieses als handlungsleitend anzusehen ist, zutreffend sein, ist die Negierung nahezu jeglicher stigmabezogener Abwertungspraxis durch Stigmaträger selbst als ein Akt kognitiver Identitätsstrategien anzusehen. In dieser Arbeit hat in diesem Zusammenhang bewusst keine Positionierung stattgefunden.

Der Einsatz von Identitätsstrategien – auf die das Forschungsinteresse dieser Untersuchung gerichtet ist – ließ sich in mannigfaltiger Form im ausgewerteten Interviewmaterial feststellen. In jedem betrachteten Fall finden sich mithin unterschiedliche Beispiele sowohl für interaktionsbasierte Abwehrversuche (hypothetischer) Stigmatisierungsakte als auch für innerpsychische Entkräftungs- und Umdeutungsvorgänge. Diese Identifizierung konativer als auch kognitiver Identitätsstrategien

lässt die Verwendung von Freys Identitätskonzept als gewinnbringend und sinnvoll erscheinen. Allein vor dem Hintergrund von Goffmans interaktionsfokussiertem Stigma-Management wäre der erst von Frey eingebrachte innerpsychische Abwehrtypus unangenehmer identitätsbezogener Inkongruenzen ungesehen, ein wesentliches Element der Reaktionsweise Stigmatisierter auf gegen sie gerichtete Abwertungen damit verdeckt geblieben.

Wie ist der Stigma-Identitäts-These auf Grundlage der im Rahmen dieser Untersuchung gezogenen Schlüsse nun zu begegnen? Diese unterstellt ein direktes Durchschlagen externer Zuschreibung und Behandlung auf die Identität behinderter Menschen, die Stigmatisierungsprozessen in ihrem Selbstbezug damit schutzlos ausgeliefert sind. Im vorliegenden Datenmaterial konnten allerdings keinerlei Anhaltspunkte, die diese Annahme bestätigen, gefunden werden. Die Interviewten zeigten sich hinsichtlich gegen sie gerichteter behinderungsbezogener Abwertungsprozesse vielmehr als wehrhaft und verteidigungswillig. Die Fähigkeit zur gelungenen Identitätsbildung und -bewahrung ging ihnen offenbar, anders als es beispielsweise Eriksson und Keupp behaupten, keinesfalls ab, konnte der Einsatz von Identitätsstrategien nach Frey doch an verschiedenen Stellen des Materials nachgewiesen werden. Die vorliegende Arbeit versteht sich in Folge dessen als Hinweislieferant *wider* die Stigma-Identitäts-These. Geistig behinderte Menschen scheinen, wie es Kaplan zufolge alle Menschen tun, nach möglichst positiver Selbstsicht zu streben. Die Interviewten sind zum Schutz ihrer Identität mit verschiedenartigen Werkzeugen in Form der Identitätsstrategien nach Frey ausgestattet.

Hinsichtlich der im zentralen Interesse der vorliegenden Untersuchung stehenden Bedeutung von Arbeit und Arbeitstätigkeit bei der Identitätsbildung und -bewahrung geistig behinderter Menschen lässt sich ein klarer Schluss ziehen: Der getätigten Interpretation zufolge hat die eigene Arbeit(stätigkeit) für alle vier Interviewten eine (bisweilen äußerst) positive Bedeutung. Die Arbeit macht allen interviewten Werkstattarbeitern Spaß, sie sehen sie als in regulären Werkstätten verrichteter Arbeit gleichwertig an. Zudem schreiben sich Mell und Wern gute Arbeitsfähigkeit zu, Blom und Valke sehen die ihre im Vergleich mit der ihrer Kollegen gar als überragend an. So hoch das Potential der eigenen Arbeit(stätigkeit) für die Identitätsbildung und -bewahrung damit erscheint, so groß allerdings die Verblüffung, dass dieses scheinbar nur in einem der untersuchten Fälle (voll) genutzt wird. Lediglich Henrik Blom macht seine als besonders ausgeprägt empfundene Arbeitsfähigkeit und die Qualität seiner Arbeitsstätte zum Fundament der erdrückenden Großzahl der bei ihm identifizierten kognitiven wie konativen Identitätsstrategien. Warum dies bei Mell, Valke und Wern nicht geschieht – oder nicht festgestellt werden konnte – ist unklar. Einer Beantwortung dieser Frage müssen sich anschließende Forschungsarbeiten widmen.

Neben der Vermessung der Rolle von Arbeit(stätigkeit) bei der Identitätsbildung und -bewahrung geistig behinderter Menschen, die theoretisch im Kontext von Stigmatisierung abläuft, konnte auch die Bedeutung der Kategorie Behinderung selbst ausgeleuchtet werden. Hier zeigt sich kein so einheitliches Bild wie bei der Arbeitskategorie: Blom gibt an, Behinderung sei nicht negativ zu bewerten, Valke hält sie sogar für etwas der Tendenz nach Positives. Wern schließt sich Blom an, ihre Ausführungen erscheinen jedoch moralisch verankert zu sein, lassen sich doch zugleich auch Hinweise auf eine emotionale Negativbewertung von Behinderung bei ihr finden. Die von Blom, Valke und Wern vorgenommene Auflösung des abwertenden Potentials des Behinderungsbegriffs wurde als Ausdruck kognitiver Identitätsstrategien verstanden. Der Kategorie ‚Behinderung‘ kommt in diesen Fällen so kein identitätsgefährdender Charakter, von einer Verwendung des Begriffs als Ressource der Identitätsbildung und -bewahrung lässt aber ebenfalls nicht sprechen. Einzig Mell erklärt Behinderung zu etwas uneingeschränkt Schlechtem, Lähmendem. In seinem Fall – und eingeschränkt auch in Werns – lässt sich Behinderung so als Gefährdung gelungener Identität verstehen.

Bezüglich der getroffenen Schlussfolgerungen ist im Auge zu behalten, dass im Rahmen der vorliegenden Untersuchung lediglich vier Fallbeispiele untersucht wurden. Eine wirklich stichhaltige Argumentation für oder wider die Stigma-Identitäts-These erfordert weitere, tiefgehendere Forschung. Nach Aussage des Sozialdiensts der besuchten Betriebsstätte sei die geistige Behinderung aller Interviewten lediglich als ‚leicht‘ einzustufen. Zukünftige Untersuchungen zum Thema sollten zur Verbesserung der Aussagekraft auch Menschen mit ‚schwererer‘ geistiger Behinderung oder auch anderen Behinderungstypen miteinbeziehen, selbst wenn die Interviewdurchführung damit in einigen Fällen erschwert werden mag.

Auch die Form der Datenerhebung sollte im Rahmen weiterführender Forschungsvorhaben erweitert werden. Das offene Leitfadeninterview hat sich innerhalb dieser Untersuchung zwar bewährt, da es relativ viel Information bei verhältnismäßig geringem Erhebungsaufwand bereitzustellen vermochte. Jedoch erlebte es der Autor schon bei der Durchführung – jedenfalls unter den vorherrschenden Umständen – als nicht optimales Werkzeug. Das Gespräch über ein so intimes und delikates Thema wie der Stigmatisierungserfahrung und dem Stigma des Interviewpartners gewinnt seiner Erfahrung nach schnell unangenehmen Charakter. Die Generierung von Information wird so durch das Unwohlsein beider Gesprächspartner, durch Scham und eventuell überzogene Rücksichtnahme gehemmt.¹⁰⁸ Zur Vermeidung solcher Situationen sollte in zukünftigen Forschungsvorhaben vor Durchführung der Interviews eine Bekanntschaft zwischen Forscher und zu Interviewendem –

¹⁰⁸ Während dieser Untersuchung blitzten solch bedrückte Interviewsituationen nur punktuell auf, dies aber auch, weil der Interviewer sie zur Bewahrung positiver Interviewatmosphäre versuchte zu Umsteuern – womit teilweise auf eine Vertiefung der im Forschungsinteresse liegenden Themen verzichtet werden musste.

beispielsweise durch längerfristigen Besuch der Arbeitsstätte oder gemeinsame Freizeitaktivität – hergestellt werden. Vermutlich fällt die Interviewatmosphäre durch das mit dem Kontakt entstehende Vertrauen auch bei Thematisierung eigener Verletzung und Verletzlichkeit lockerer und angenehmer aus. Zur Generierung gewinnbringenderen Datenmaterials lässt sich auch an die Durchführung einer teilnehmenden Beobachtung denken (vgl. Flick 2011, 287ff). Mittels dieser sollte sich nur eine solche Vertrautheit entwickeln, auch können Stigmatisierungen – und möglicherweise auch daran anschließende Identitätsstrategien – eventuell während ihres Vollzugs festgestellt werden.¹⁰⁹

Bevor jedoch ein weitergehendes Verfolgen der gestellten Forschungsfrage geschieht, erscheint es als sinnvoll und beinahe notwendig, eine Überprüfung des Stigmacharakters von Behinderung vorzunehmen und der dem Stigma Behinderung zugeschriebenen Eigenschaft als ‚handlungsleitend‘ Aufmerksamkeit zu schenken. Anstoß zur Überprüfung dieser eingangs getroffenen theoretischen Vorannahmen gibt die überraschenden Tatsache, dass drei von der vier Interviewten angaben, über kaum oder gar keine Stigmatisierungserfahrung zu verfügen. Als interessant erscheint hier eine geschlechtsspezifische Betrachtung – ausschließlich die einzige weibliche Interviewte, Linda Wern, berichtete von erlittener (massiver) Stigmatisierung.¹¹⁰

Abschließend bleibt festzuhalten, dass es der vorliegenden Untersuchung gelungen ist, Antworten auf die von ihr gestellten Fragen zu finden. Es konnte gezeigt werden, dass die interviewten Angestellten einer ‚Werkstatt für behinderte Menschen‘ ihre Identität mithilfe sowohl kognitiver als auch konativer Identitätsstrategien nach Frey schützen. Dies spricht deutlich gegen das Zutreffen der Stigma-Identitäts-These. Im Zuge der Interpretation des Analysematerials konnten sowohl die Rolle von Arbeit und Arbeitstätigkeit, als auch die der Kategorie ‚Behinderung‘ ausgemacht werden: Letzterer kam lediglich in einem Fall identitätsgefährdendes Potential zu. In den restlichen Fällen, in denen eine begriffliche Entstigmatisierung vorlag, erschien der Behinderungsbegriff zwar nicht als identitätsbedrohend, aber auch nicht als Ressource gelungener Identitätsbildung und -bewahrung.

¹⁰⁹ Neben dieser Erweiterung des Erhebungsvorgehens erscheint auch eine vergleichende Anwendung anderer Analysemethoden als sinnvoll. Die Zusammenfassung nach Mayring ist möglicherweise, wie Przyborski und Wohlrab-Sahr kritisieren, zu sehr auf den Inhalt und zu wenig auf die Form des im Interview Geäußerten fokussiert (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008, 183). Im Rahmen dieses ersten, stark an der inhaltlichen Ebene interessierten Schritts der Untersuchung der Reaktion geistig behinderter Menschen auf Stigmatisierungsprozesse erscheint die qualitative Inhaltsanalyse jedoch, sowohl aus theoretischer wie auch aus heuristischer Sicht, nach wie vor als geeignete Forschungsmethode. Ergänzt werden könnte die qualitative Inhaltsanalyse durch eine Auswertung unter Einsatz der von Oevermann entwickelten objektiven Hermeneutik. Diese Analysemethode erscheint hinsichtlich der vorliegenden Forschungsfrage ebenfalls gewinnbringend – und bietet zudem einen Perspektivenwechsel an (vgl. Oevermann et al. 1979; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008, 240ff).

¹¹⁰ Bei einer so kleinen Stichprobe wie der vorliegenden scheint dies natürlich zunächst dem Zufall zuzurechnen zu sein. Eine theoretische Auseinandersetzung mit dem Verhältnis der Kategorien Geschlecht und Stigmatisierungserfahrung erscheint dennoch als spannend.

Als solche konnte hingegen die Arbeit(stätigkeit) der Interviewten identifiziert werden. Warum deren Potential allerdings nur in einem Fall innerhalb der verwendeten Identitätsstrategien nutzbar gemacht wurde, blieb ungeklärt und erscheint als von dieser Studie aufgeworfene Hauptfrage.

Literaturverzeichnis

Abels, Heinz (2009): Identitäten. In: Willems, Herbert: Theatralisierung der Gesellschaft. Band 1: Soziologische Theorie und Zeitdiagnose. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 509-530.

Abels, Heinz (2010): Identität. Über die Entstehung des Gedankens, dass der Mensch ein Individuum ist, den nicht leicht zu verwirklichenden Anspruch auf Individualität und die Tatsache, dass Identität in Zeiten der Individualisierung von der Hand in den Mund lebt. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Cloerkes, Günther; Felkendorff, Kai (2007): Soziologie der Behinderten. Eine Einführung. 3. Aufl. Heidelberg: Winter.

Erikson, Erik H. (1973): Identität und Lebenszyklus. 3 Aufsätze. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Faßauer, Gabriele (2008): Arbeitsleistung, Identität und Markt. Eine Analyse marktförmiger Leistungssteuerung in Arbeitsorganisationen. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Felkendorff, Kai (2003): Ausweitung der Behinderungszone: Neuere Behinderungsbegriffe und ihre Folgen. In: Cloerkes, Günther: Wie man behindert wird. Texte zur Konstruktion einer sozialen Rolle und zur Lebenssituation betroffener Menschen. Heidelberg: Winter. S. 25-52.

Flick, Uwe (2011): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. 4. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.

Hermanns, Harry (2007): Interviewen als Tätigkeit. In: Flick, Uwe: Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 5. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Geulen, Dieter (1989): Das vergesellschaftete Subjekt. Zur Grundlegung der Sozialisationstheorie. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Goffman, Erving (1969): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München: Piper.

Grzeskowiak, Ullrich (1980): Geistige Behinderung als Stigma. In: Geistige Behinderung 19. Marburg. S. 209-221.

Hillmann, Karl-Heinz; Hartfiel, Günter (2007): Wörterbuch der Soziologie. 5. Aufl. Stuttgart: Kröner.

Hohmeier, Jürgen (1979) in: Dennerlein, Hans: Handbuch der Behindertenpädagogik. München: Kösel. S. 117-126.

Holtgrewe, Ursula/Voswinkel, Stefan/Wagner, Gabriele (2000): Für eine Anerkennungssoziologie der Arbeit. Einleitende Überlegungen. In: Holtgrewe, Ursula: Anerkennung und Arbeit. Konstanz: UVK.

Hopf, Christel (1978): Die Pseudo-Exploration – Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung. In: Zeitschrift für Soziologie 7, 2. S. 97-115.

Jörissen, Benjamin (2010): Schlüsselwerke der Identitätsforschung. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Kaplan, Howard B. (1975): Self-attitudes and deviant behavior. Pacific Palisades: Goodyear Publishing Company.

Keupp, Heiner (1996): Bedrohte und befreite Identitäten in der Risikogesellschaft. In: Barkhaus, Annette/Mayer, Matthias/Roughley, Neil/Thürnau, Donatus (Hg.): Identität, Leiblichkeit und Normativität. Neue Horizonte anthropologischen Denkens. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 380-403.

Keupp, Heiner (Hg.) (2002): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. 2. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.

Krappmann, Lothar (1975): Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen. 4. Aufl. Stuttgart: Klett.

Kropf, Julia (2005): Flexibilisierung – Subjektivierung – Anerkennung. Auswirkungen von Flexibilisierungsmaßnahmen auf die Anerkennungsbeziehungen in Unternehmen. München: Biblion Verlag.

Kruse, Volker (2008): Geschichte der Soziologie. Konstanz: UVK.

Langner, Anke (2009a): Identität. In: Dederich, Markus/Jantzen, Wolfgang: Behinderung und Anerkennung. Stuttgart: Kohlhammer.

Langner, Anke (2009b): Behindertwerden in der Identitätsarbeit. Jugendliche mit geistiger Behinderung – Fallrekonstruktionen. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Mayring, Philipp (1983): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim: Beltz.

Mayring, Philipp (2007): Qualitative Inhaltsanalyse. In: Flick, Uwe: Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 5. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

McClelland, David C. (1966): Die Leistungsgesellschaft. Psychologische Analyse der Voraussetzungen wirtschaftlicher Entwicklung. Stuttgart: Kohlhammer.

Mead, George Herbert (1968): Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Müller, Kirstin (2008): Schlüsselkompetenzen und beruflicher Verbleib. Bielefeld: Bertelsmann.

Oevermann, Ulrich/Allert, Tilman/Konau, Elisabeth/Krambeck, Jürgen (1979): Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, Hans-Georg (Hg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart: Metzler. S. 352-434.

Thomas, W.I./Thomas, D.S. (1928): The Child in America: Behavior Problems and Programs. New York: Knopf.

Internetquellen:

AGILE Behinderten-Selbsthilfe (2007): Das Stigma Behinderung. In: agile – Behinderung und Politik Ausgabe 2-07. Online abrufbar unter: http://archiv.agile.ch/fileadmin/Zeitschrift/agile_2_07_d.pdf (zuletzt abgerufen am 18.10.2012)

Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit (2008): Leitfaden für einen nicht-diskriminierenden Sprachgebrauch. Wien. Online abrufbar unter: http://www.uibk.ac.at/gleichbehandlung/sprache/leitfaden_nicht_diskr_sprachgebrauch.pdf (zuletzt abgerufen am 18.10.2012)

Lebenshilfe Lübbecke (2010): Satzung. Online abrufbar unter: http://www.lebenshilfe-luebbecke.de/uploads/media/LH_Satzung_10_2010 (zuletzt abgerufen am 18.10.2012)

Bundesministerium der Justiz: http://www.gesetze-im-internet.de/sgb_9/_2.html (zuletzt abgerufen am 18.10.2012)

Anhang I: Der verwendete offene Interviewleitfaden

Zunächst: Du oder Sie?

→ Hier: **DU**

Teil 0: Eingangsgespräch: Auflockerung; Aufklärung über **Vorhaben:** Was haben wir jetzt vor? Was geschieht? Wozu ist das?

Dann: Aufklärung über **Anonymisierung** der Interviewergebnisse

Teil A: Eingehen auf *Arbeit*

Was macht ihr hier in der Werkstatt eigentlich so alles?

→ Anschlussfragen?!

Was genau ist deine Aufgabe?

Ist deine Arbeit schwer?

Wo und wann hast du das gelernt?

Macht dir deine Arbeit Spaß? Was macht dir daran (keinen) Spaß?

Ist dir deine Arbeit wichtig?

Ist etwas an deiner Arbeit besonders?

Ist etwas an eurer Werkstatt besonders? Oder ist die so wie alle andere Arbeit /alle anderen Werkstätten? Warum?

Wie finden andere Menschen, z.B. deine Familie oder Freunde, es, dass du hier in dieser Werkstatt arbeitest?

Kannst du gut arbeiten?

Was würdest du machen oder sagen, wenn jemand [eventuell konkrete Person] sagen würde, dass deine Arbeit nicht gut ist?

Haben die Produkte, die ihr herstellt eine gute oder nicht so gute Qualität?

Was würdest du sagen oder machen, wenn jemand sagen würde, dass die Produkte, die ihr herstellt nicht so gut sind, wie die aus anderen Werkstätten?

Hat schon einmal jemand so etwas zu dir gesagt?

Teil 1: Annäherung an mögliche *Existenz* von Stigmatisierungen

Eure Werkstatt heißt ja „Werkstatt für behinderte Menschen“: Was ist eine Behinderung eigentlich?

Ist Behinderung etwas Gutes oder Schlechtes?

Arbeiten bei euch in der Werkstatt auch Menschen, die nicht behindert sind?

Siehst du dich selbst als behindert an?

Teil 2: Eingehen auf mögliche *Existenz* und *Form* von Stigmatisierungen

Wie gehen Leute, die du nicht kennst, mit dir um, z.B. wenn du in der Stadt bist oder in einem Café?

Ist es schon einmal passiert, dass du doof oder anders als andere Menschen behandelt wurdest?

Fallen dir Leute ein, die du nicht gern magst, weil sie dich blöd behandeln?

Kannst du sagen, warum dich diese Menschen blöd behandeln oder behandelt haben?

Teil 3: Reaktion auf Stigmatisierungen

Was machst du, wenn dich jemand schlecht behandelt? [Konkrete Situation!]

Was passiert, wenn du das gemacht hast? Wie reagiert der andere dann?

Wie geht es dir dann?

Wie oft passiert dir so etwas?

Wie findest du es, dass der andere dich so behandelt hat? Ist es in Ordnung, dass er das gemacht hat?

Teil 5: Soziografisches Datum

Darf ich fragen, wie alt du bist?

Teil Z: Abschluss des Interviews (Bedanken; Nachfragen? Kommentare?; Eventuell Beschreibung des weiteren Arbeitsprozesses: Transkription usw.; Verabschieden)

Anhang II: Beispiel für die durchgeführte qualitative Inhaltsanalyse

An dieser Stelle wird, wie in Abschnitt 3.3 angekündigt, exemplarisch gezeigt, wie die Erstellung der zur Interpretation der Interviewmaterialien verwendeten Kategorien durchgeführt wurde. Das Vorgehen bei der Zusammenfassung nach Mayring wird am Beispiel von HB10: *Übernahme der Arbeit in WfbM würde Abwertenden wahrscheinlich überfordern – nicht-behinderte Menschen können nicht unbedingt besser arbeiten als behinderte Menschen* vorgestellt. Als Analyseeinheit wurden dabei alle auf die persönliche Stigmatisierungserfahrung und die (hypothetische) Reaktion auf Stigmatisierungsprozesse bezogenen Redebeiträge festgelegt. Ebenso Teil der Analyseeinheit sind alle Beiträge, die Arbeit bzw. die eigene Arbeitstätigkeit zum Thema haben, als auch jene, die sich mit der Kategorie Behinderung beschäftigen. Das für die Reduktionsphase (Schritt 2) notwendige Abstraktionsniveau wurde wie folgt definiert: Die im ersten Schritt erstellten Paraphrasen sollen in eine möglichst allgemeine, aber nach wie vor auf den vorliegenden Einzelfall und das Forschungsinteresse bezogene Form gebracht werden.

Schritt 1: Paraphrasierung inhaltstragender Textstellen

HB: Da würde ich ihm sagen eiskalt: ‚Dann probiere es selbst aus mit der Säge.‘ (08:57)

DF: [[Was würde dann wahrscheinlich passieren?]]¹¹¹ (08:59)

HB: Dann würde die Säge vielleicht absaufen oder alles im Arsch sein, das habe ich zu meinem anderen Chef auch schon mal gesagt. Mit dem hatte ich letzte Woche mal eine heiße Diskussion, ich sag: ‚Dann mach doch deine Arbeiten dahinten selbst, stell sie dir ein und fertig.‘ (09:10) →

HB_Paraphrase1: Kritiker würde Säge wahrscheinlich nicht zu beherrschen wissen oder diese sogar beschädigen.

DF: [[Frage nach Reaktion auf Abwertung der Arbeit/Produkte]] (10:27)

HB: Dann würden wir eiskalt mal sagen: ‚Dann machen Sie es selbst.‘ (10:32)

DF: [[Bestätigung. Dann stehen die da.]] (10:34)

HB: Genau. Weil sie keine CNC-Maschine haben. (10:38)

→ HB_Paraphrase2: Kritiker würden versagen.

HB: Die nicht-behinderten Menschen, die können sagen: ‚Hier da guck mal, da laufen die Bekloppten rum.‘ (13:57)

DF: [[Ist das fair?]] (13:59)

HB: Ja, hätte ich eiskalt gesagt, ja wisst ihr was, gehen Sie da selbst arbeiten und dann sehen Sie es. (14:08)

DF: Ja. (14:08)

HB: Es gibt Nicht-Behinderte [wohl Behinderte gemeint; D.F.], die können besser arbeiten, als die, die nicht behindert sind. (14:10)

→ HB_Paraphrase3: Wer behinderte Menschen abwertet sollte in deren Arbeitswelt eintauchen und

¹¹¹ Aus pragmatischen Gründen wurden die vom Interviewer gestellten Fragen und Aussagen häufig auf ihren Inhalt verkürzt transkribiert. Die Rahmung des Gesprächsbeitrags durch doppelte eckige Klammern zeigt diese Reduktion an.

sich selbst ein Bild über das Abgewertete machen: Manche behinderte Menschen können besser arbeiten als nicht-behinderte.

Schritt 2: Generalisierung der Paraphrasen unter dem festgelegten Abstraktionsniveau

HB_Paraphrase1: Kritiker würde Säge wahrscheinlich nicht zu beherrschen wissen oder diese sogar beschädigen.

→ HB_Generalisierte_Paraphrase1: Kritiker würde bei der Arbeitsübernahme wahrscheinlich kläglich versagen.

HB_Paraphrase2: Kritiker würden versagen.

→ HB_Generalisierte_Paraphrase2: Kritiker würden versagen.¹¹²

HB_Paraphrase3: Wer behinderte Menschen abwertet sollte in deren Arbeitswelt eintauchen und sich selbst ein Bild über das Abgewertete machen: Manche behinderte Menschen können besser arbeiten als nicht-behinderte.

→ HB_Generalisierte_Paraphrase3: Abwertung behinderter Menschen nicht gerechtfertigt, manche behinderte können besser arbeiten als nicht-behinderte Menschen.

Schritt 3: Erste Reduktion

HB_Generalisierte_Paraphrase2 wird gestrichen, da deren Inhalt in der aussagekräftigeren HB_Generalisierte_Paraphrase1 enthalten ist.

HB_Generalisierte_Paraphrase1 und HB_Generalisierte_Paraphrase3 werden übernommen, da sie weiterhin als zentral inhaltstragend betrachtet werden.

Schritt 4: Zweite Reduktion

HB_Generalisierte_Paraphrase1 und HB_Generalisierte_Paraphrase3 werden zu Kategorie HB10: *Übernahme der Arbeit in WfbM würde Abwertenden wahrscheinlich überfordern – nicht-behinderte Menschen können nicht unbedingt besser arbeiten als behinderte Menschen* zusammengefasst.

¹¹² HB_Paraphrase2 lag bereits über dem oben definierten Abstraktionsniveau und wird darum in der Generalisierung übernommen.

Anhang III: Eigenständigkeitserklärung

Hiermit bestätige ich, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel benutzt habe. Die Stellen der Arbeit, die dem Wortlaut oder dem Sinn nach anderen Werken (dazu zählen auch Internetquellen) entnommen sind, wurden unter Angabe der Quelle kenntlich gemacht.

(Ort, Datum)

(Unterschrift)